

Holocaust in Museen in London und Berlin



Angelika Schoder

*Die Vermittlung des Unbegreiflichen.
Darstellungen des Holocaust im Museum*
Frankfurt am Main, New York:
Campus Verlag, 2014, 371 S., € 45,-

Von Raul Hilberg ist die Bemerkung überliefert, dass jedes Holocaust-Museum einen Saal haben sollte, in dem es auf einem Podest unter Glas ausschließlich eine der Dosen Zyklon B präsentiert.¹ Diese sowohl provokativ als auch ernst gemeinte Äußerung aus den 1990er Jahren wurde zur vielleicht bekanntesten Intervention in der Debatte über die Musealisierung von Auschwitz. Seit dem Jahr 2000 sind viele neue Dauerausstellungen über die Shoah oder dem Völkermord gewidmete Museen eröffnet worden: in Berlin der Ort der Information am Zentralen Mahnmahl, in London im Imperial War Museum (IWM), in Jerusalem der Neubau des Holocaust History Museum von Yad Vashem und in Paris die Ausstellung des Memorial de la Shoah; daneben entstanden weitere Museen, über die man sehr viel weniger gehört hat, so das Museo della Deportazione im italienischen Prato (2002), das Holocaust Memorial Center im kanadischen Montreal (2003) und das Holocaust-Museum in Budapest (2004), letzteres steht durch die Auslassungen und die teils skandalösen Umstände seiner Planung, Gründung und Eröffnung allerdings weniger für ein neues Geschichtsbewusstsein, als vielmehr für die offenkundigen Schwierigkeiten, die auf dem Weg dorthin zu überwinden sind.² Studien- und Lernzentren wurden außerdem in Oslo und Skopje (Mazedonien) eingerichtet. Derzeit gibt es Gründungspläne für neue Ausstellungen oder Museen in Riga, Dnepropetrowsk und Rom; und auch Deutschland diskutiert seit langem über den Bau eines Holocaust-Museums. Da die größer werdende zeitliche Distanz zum Ereignis auch die Zahl und die Bedeutung von Vermittlungsinstitutionen wachsen lässt, haben Museen und Ausstellungen und mit diesen die

1 Vgl. Katja Köhr, *Die vielen Gesichter des Holocaust. Museale Repräsentationen zwischen Individualisierung, Universalisierung und Nationalisierung*, Göttingen 2012, S. 193–197. Diese Aussage wurde im Zusammenhang mit der Gründung des Holocaust-Museums in Washington D. C. getätigt und enthält die methodische Grundüberzeugung Hilbergs: »Das ist die Eigenschaft von Dokumenten: Dichte! Dokumente sind nicht weitschweifig.« Vgl. Raul Hilberg in: Harald Welzer, *Auf den Trümmern der Geschichte. Gespräche mit Raul Hilberg, Hans Mommsen und Zygmunt Bauman*, Tübingen 1999, S. 43.

2 Richard C. Schneider, »Das Holocaust-Museum von Budapest«, in: *Die Zeit*, Nr. 24 vom 3. Juni 2003.

Debatten über das Thema insgesamt sprunghaft zugenommen. Hinzu kommt, dass Fragen nach einer angemessenen Visualisierung des Holocaust auch einen eigenen theoretischen Forschungszusammenhang ausgebildet haben, der oft nur oberflächlich von der Geschichtswissenschaft rezipiert wird, jedoch im Bereich Fotografie, Kunst, Film und eben Ausstellungen und Museen diskursprägend geworden ist.³

Durch beide Diskussionen – die praktische, die auf Fragen nach einer angemessenen Vermittlung basiert, und die theoretische, die Fragen der Medialität und dem Wandel unserer Erinnerungen adressiert – hat die Forschung einen bemerkenswerten Aufschwung erhalten. In den vergangenen Jahren entstanden gleich mehrere Zeitschriftenschwerpunkte und Studien, die sich dem Ausstellen von Geschichte allgemein⁴ und der Repräsentation des Holocaust in Museen im Speziellen widmeten. Im Titel der 2012 erschienenen Arbeit von Katja Köhr war dann auch zutreffend von den »vielen Gesichtern des Holocaust« im internationalen Museumsdiskurs die Rede.⁵ Auch Simone Lässig sprach vor einigen Jahren von einer Entwicklung, die das museale Bild des Holocaust aus einem historischen Ereignis zu einer »transnationalen Metapher« gemacht habe.⁶ Die Begriffe »Viele Gesichter« und »Metapher« markieren deshalb einen wichtigen Punkt der Diskussion, weil die Verständigung über das Bildgedächtnis eben nicht nur plural, sondern auch widersprüchlich ist. Auf unsere Vorstellung vom Ereignis wirken – nicht nur im Museum, aber eben auch dort – ganz unterschiedliche Prozesse ein: Tendenzen der Universalisierung, der (Re-)Nationalisierung und der Individualisierung des Ereignisses können sich dabei zwar durchaus ergänzen, häufiger aber stehen sie quer zueinander.

Angelika Schoders Buch *Die Vermittlung des Unbegreiflichen* vergleicht die Holocaust-Darstellungen im IWM in London und des Deutschen Historischen Museums in Berlin. Zuvor wurden Yad Vashem und das Washingtoner Museum, das Berliner Jüdische Museum in der Lindenstraße, die Topographie des Terrors (ebenfalls in

3 Zum Thema Holocaust in Kunst, Fotografie und Film vgl. exemplarisch die folgenden Sammelbände und Studien: Manuel Köppen, Klaus R. Scherpe (Hrsg.), *Bilder des Holocaust. Literatur, Film, Bildende Kunst*, Wien u.a. 1997; Mark Godfrey, *Abstraction and the Holocaust*, New Haven, Conn. u.a. 2007; Kathrin Hoffmann-Curtius, *Bilder zum Judenmord. Eine kommentierte Sichtung der Malerei und Zeichenkunst in Deutschland von 1945 bis zum Auschwitz-Prozess*, Marburg 2014; Habbo Knoch, *Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2001; Catrin Corell, *Der Holocaust als Herausforderung für den Film. Formen des filmischen Umgangs mit der Shoah seit 1945. Eine Wirkungstypologie*, Bielefeld 2009.

4 Als Einführung zum Gesamtthema siehe den vorzüglichen Band von Claudia Fröhlich, Harald Schmid und Birgit Schwelling (Hrsg.), *Geschichte ausstellen*, Jahrbuch für Geschichte und Politik Bd. 4, Stuttgart 2014.

5 Köhr, *Gesichter des Holocaust*.

6 Simone Lässig, »Vom historischen Fluchtpunkt zur transnationalen Metapher. Holocaust-Erinnerungen in Museen zwischen Geschichte und Moral«, in: Olaf Hartung (Hrsg.), *Museum und Geschichtskultur. Ästhetik – Politik – Wissenschaft*, Bielefeld 2006, S. 184–210.

Berlin) und Museen in Deutschland und Österreich sowie in Polen vergleichend untersucht.⁷ Nicht nur Inhalte und Geschichte, auch die ästhetische und semantische Sprache der Architektur von Holocaust-Museen wurde schon vergleichend analysiert.⁸ Die britische Perspektive auf den Holocaust wurde zwar als solche schon in mehreren Studien zum Thema gemacht⁹; da es hier aber lange Zeit kein eigenes Museum und keine Ausstellung zum Völkermord an den Juden gab, konnte Großbritannien bislang noch kein komparativer Bezugspunkt in diesem Diskussionszusammenhang sein, was einen besonders neugierig auf diese erste deutschsprachige Studie zum Thema macht, die als Dissertationsschrift an der Universität Bayreuth entstanden ist.¹⁰

Schoders Untersuchung ist kein Buch über Meta-Geschichte, sondern es bleibt in Ansatz und Durchführung ganz historisch. Gleichwohl aber ist ihr Thema die Entstehung und der Wandel von Geschichtsbildern, die immer abstrakter und begrifflicher werden. Es ist deshalb eine gute Entscheidung der Autorin, dass sie gerade dieses Thema nicht theoretisch überformt, sondern Schritt für Schritt am Beispiel des IWM aufzeigt, wie aus Reaktionen auf frühere und andere Ausstellungen, der Rezeption von internationalen Standards und der Reflektion des eigenen Gedächtnisses ein universales Ausstellungs- und Geschichtsbild des Holocaust wird. Die Autorin selbst hält die

7 Matthias Hass, *Gestaltetes Gedenken. Yad Vashem, das U.S. Holocaust Memorial Museum und die Stiftung Topographie des Terrors*, Frankfurt am Main, New York 2002; Katrin Pieper, *Die Musealisierung des Holocaust. Das Jüdische Museum Berlin und das U.S. Holocaust Memorial Museum in Washington D.C. Ein Vergleich*, Köln u.a. 2006; Andrea Brait, »Museale Präsentationen im Umgang mit dem Holocaust. Ausgewählte österreichische und deutsche Museen im Vergleich«, in: Ursula von Keitz, Thomas Weber (Hrsg.), *Mediale Transformationen des Holocausts*, Berlin 2013, S. 415–449; James E. Young, »Holocaust Museums in Germany, Poland, Israel and the United States«, in: Konrad Kwiet/Jürgen Matthäus (Hrsg.), *Contemporary Responses to the Holocaust*, Westport, Con. 2004, S. 249–274.

8 Noah Isenberg, »Reading ›Between the Lines‹: Daniel Libeskind's Berlin Jewish Museum and the Shattered Symbiosis«, in: Leslie Morris, Jack Zipes (Hrsg.), *Unlikely History. The Changing German-Jewish Symbiosis 1945–2000*, New York 2002, S. 155–179; Stephanie Shosh Rotem, *Constructing Memory. Architectural Narratives of Holocaust Museums*, Bern u.a. 2013.

9 Vgl. v.a.: Bernhard Wasserstein (Hrsg.), *Britain and the Jews of Europe, 1939–1945*, London 1999; Tony Kushner, *The Holocaust and the Liberal Imagination. A Social and Cultural History*, Oxford/Cambridge 1995; ders., »Britain, the United States and the Holocaust. In Search of a Historiography«, in: Dan Stone (Hrsg.), *The Historiography of the Holocaust*, London 2004, S. 253–275; Andy Pearce, »The Development of Holocaust Consciousness in Contemporary Britain, 1979–2001«, in: *Holocaust Studies* 14 (2008), No. 2, S. 71–94.

10 Zuvor bereits: Suzanne Bardgett/Emma O'Brien, Emily Fuggle, *The Holocaust Exhibition. Ten Years On*, London 2010; David Cesarani, »Should Britain Have a National Holocaust Museum?«, in: *Journal of Holocaust Education* 7 (1998), No. 3, S. 17–27; Dan Stone, »Memory, Memorials and Museums«, in: ders. (Hrsg.), *The Historiography of the Holocaust*, S. 505–532; Caroline Sharples/Olaf Jensen (Hrsg.), *Britain and the Holocaust. Remembering and Representing War and Genocide*, Basingstoke 2013; jüngst auch: Andy Pearce, *Holocaust Consciousness in Contemporary Britain*, New York/London 2014, hier Kap. 5: »The Imperial War Museum's Holocaust Exhibition«, S. 108–132.

gesellschaftlich-politische Rezeption der Shoah und die Ausbildung einer spezifischen, nationalen Erinnerungskultur, die sich gerade auch in Museen niederschlägt, thematisch stets eng beieinander. So argumentiert sie treffend, dass das Thema Judenverfolgung in Großbritannien lange Zeit ausschließlich in den Händen jüdischer Institutionen lag, allen voran der Wiener Library und des Londoner Leo Baeck Instituts.¹¹ Der nationale Erinnerungsrahmen des Königreichs war dagegen auf den »Großen Krieg« gerichtet, die Geschichte des IWM – im Jahr 1917 durch den deutsch-jüdischen Politiker Alfred Moritz Mond, einem Parlamentsmitglied der Liberal Democrats initiiert – ist selbst Ausdruck dieser Perspektive, die auf der Insel noch bis weit in die 1960er Jahre hinein andauerte. Es war dies die Zeit, als am Konzept des Kriegsmuseums erste Kritik aufkam. Doch die Präsentation und Erläuterung von Waffen, die stolze Ausstellung von im Krieg gewonnenen Trophäen und die Thematisierung der Heimatfront blieben auch dann noch für lange Jahrzehnte die dominante Struktur des IWM, auch als es durch die Einbeziehung des Zweiten Weltkriegs und mit neuen Dauerausstellungen über die »Battle of Britain« und den »Blitz« (die deutsche Bombardierung von London) den Fokus immer stärker auf die Zeit der 1940er Jahre auszuweiten begann. Doch erst um 1977 herum begann das IWM über einen Ausstellungsbereich zur Ideologie des Nationalsozialismus und zur Wirklichkeit des »Dritten Reichs« nachzudenken, hier wiederum war von einer Integration des Holocaust noch lange nicht die Rede. Eine solche »Holocaust Exhibition«, die im Zentrum des Buches von Schoder steht, wurde erst ab 1997 konzipiert und dann im Juni 2000 eröffnet.

Das konsequent aus den museumsinternen Quellen und Publikationen erarbeitete, nüchtern geschriebene und klar gegliederte Buch füllt mit Akribie in der Materialdurchdringung und Sachlichkeit in der Argumentation eine überfällige Forschungslücke, denn das Nachdenken über das Bild des Holocaust, wie es von Großbritannien her entstand, ist erkenntnisträchtig. Das gilt nicht nur für die dortige Erinnerungskultur, sondern auch für deutsche und andere Diskursgewissheiten. Schoders Buch erhellt am Beispiel des Londoner Museums die Mikrogeschichte der Entstehung eines universellen Holocaustdiskurses. Es handelt sich im Falle des IWM um die allmähliche britische Aneignung der Bedeutung dieses historischen Ereignisses jenseits von Täter- und Opfer-Diskursen, die in Deutschland aus naheliegenden Gründen das Nachdenken über die Bedeutung der Shoah formatiert haben. Trotzdem sieht Schoder die Londoner und die Berliner Ausstellung im Resümee nicht als Gegensätze. Die Arbeit endet vielmehr genau umgekehrt mit den zunächst verblüffenden Ähnlichkeiten zwischen beiden Museen, die die Autorin den Schluss ziehen lässt, dass beide, London und Berlin, als besonders wichtige Transformationsmedien

11 Siehe etwa Ruth Nattermann, *Deutsch-jüdische Geschichtsschreibung nach der Shoah. Die Gründungs- und Frühgeschichte des Leo Baeck Institute*, Essen 2004; Ben Barkow, *Alfred Wiener and the Making of the Holocaust Library*, London 1997.

für eine stärker universal ausgerichtete Holocausterinnerung zu interpretieren sind, nach der die Holocaustdiskurse aus Täter-, Kollaborations-, Opfer- und Zuschauer-Nationen sich seit 15 bis 20 Jahren mehr und mehr angleichen. Die beiden von ihr analysierten Ausstellungen, so fasst Schoder ihre Ergebnisse zusammen, argumentieren beide transnational und europäisch, vor allem im Hinblick auf den Antisemitismus der 1930er und 1940er Jahre; beide Ausstellungen bieten ihren Besuchern die breit geschilderten fatalen Folgen des Ersten Weltkriegs, und sie betonen die Entgrenzung der Gewalt des im Osten begonnenen Vernichtungskriegs zwischen 1939 und 1945; beide Ausstellungen zeigen auch das jüdische Leben in Deutschland und Europa vor der Katastrophe, und beide heben sowohl Widerstand als auch Kollaborationsbereitschaft in vielen Ländern hervor.

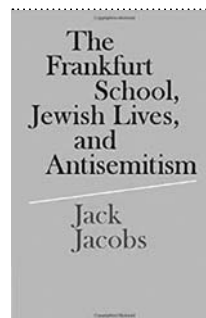
So ergreift den Leser des Buches von Schoder zuletzt aufgrund dieser länderübergreifenden Parallelitäten ein kurzer geschichtlicher Schwindel und die Sorge, ob nicht die in Konzepten für diese Ausstellungen gut begründbaren transnationalen und universellen Kriterien für historisches Lernen nicht am Ende zu einem Bild des Holocaust führen, das für alle Besucher gleich, also sozusagen jenseits von Zeit und Raum verfasst wurde. Dass es hierfür selbst auch wieder historische Gründe gibt – etwa die aktuelle Wahrnehmung des Holocaust durch junge Muslime in London oder Berlin, um nur einen zu nennen¹² – steht außer Frage. Doch wird in dieser Tendenz die Frage immer brennender, wer in diesen Museen eigentlich zu wem spricht. Holocaust-Museen waren ursprünglich und ihrer Entstehung nach eher Anti-Museen. Sie stehen nicht in der Tradition der Schausammlungen und Wunderkammern des 18. und 19. Jahrhunderts, ihre Vorläufer sind vielmehr, so Volkhard Knigge, die Tatorte selbst, die Präsentation der Lager als Beweise für die Weltöffentlichkeit durch die Alliierten am Ende des Zweiten Weltkriegs.¹³ Das ist der Grund, warum diese Orte und die dort aufgefundenen Sachüberreste (Baracken und Zäune, Wachtürme und Alltagsdinge) sich in ihrer Bedeutung nicht von der zunehmenden Zahl an Holocaust-Museen ersetzen lassen werden. Die vormals so starken Unterschiede nationaler Erinnerungskulturen mögen kleiner und kleiner werden, die Differenz zwischen dem westlichen und dem muslimischen Diskurs wird größer und die zwischen den Museen an den Tatorten und den reinen Erinnerungs-Museen scheint ebenfalls anzuwachsen.

Nicolas Berg
Leipzig

12 Günther Jikeli, »Wahrnehmungen des Holocaust unter jungen Muslimen in Berlin, Paris und London«, in: ders. u.a. (Hrsg.), *Umstrittene Geschichte. Ansichten zum Holocaust unter Muslimen im internationalen Vergleich*, Frankfurt am Main, New York 2013, S. 185–226.

13 Volkhard Knigge, »Gedenkstätten und Museen«, in: ders., Norbert Frei (Hrsg.), *Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord*, München 2002, S. 398–409, hier S. 398 f.

Kritische Theorie und Judentum



Jack Jacobs

The Frankfurt School, Jewish Lives, and Antisemitism

New York: Cambridge University Press, 2015, 268 S., \$ 90,–

Im Mai 1942 schrieb Friedrich Pollock, stellvertretender Direktor des emigrierten Instituts für Sozialforschung, einen Kondolenzbrief an seinen Kollegen Leo Löwenthal in New York, dessen Vater kurze Zeit zuvor verstorben war: »Lieber Loewenthal, ich weiss, dass bei aller Distanz, die wir zu unseren Eltern haben, der Tod des Vaters einem doch sehr nahe gehen kann. Darum meine ich mehr[,] als eine Formalität, wenn ich Ihnen und Ihrer Frau mein Beileid ausspreche.« Die angesprochene Distanz zu den Eltern teilten viele junge jüdische Männer in der Weimarer Republik, wobei die Konsequenzen höchst unterschiedlich ausfielen: Nicht wenige schlossen sich zum Verdross ihrer Eltern zionistischen Gruppierungen, elitären Zirkeln oder der kommunistischen Partei an; einige entdeckten auch die jüdische Religion und Kultur wieder, von der sich ihre assimilierten Eltern ihrer Ansicht nach aus reinem Opportunismus entfernt hatten.

Die Kritische Theorie allein aus diesem antipatriarchalen Geist erklären zu wollen wäre absurd. Dass jedoch biographische Erfahrungen und die daraus entstehenden psychosozialen Dynamiken als individualgeschichtlicher Hintergrund das spätere Leben der Erwachsenen mitprägen, ist evident. Bezogen auf den inneren Kreis um Max Horkheimer – dazu zählen neben Löwenthal und Pollock zu verschiedenen Zeitpunkten auch Erich Fromm, Henryk Grossmann, Herbert Marcuse und Theodor W. Adorno –, bedeutet dies, dass die jüdische Herkunft der Theoretiker zahlreiche Aspekte ihres Denkens beeinflusst hat. So jedenfalls lautet die These von Jack Jacobs' neuem Buch *The Frankfurt School, Jewish Lives, and Antisemitism*.

Jacobs gliedert sein Buch in drei Teile, wobei der erste Teil (S. 7–42) knappe biographische Skizzen über die »Jewish lives« von Horkheimer, Pollock, Löwenthal, Fromm und Grossmann enthält (später werden noch die erst im Exil zum Institut gekommenen Adorno und Marcuse vorgestellt). Jacobs kann deutlich machen, dass verschiedene Dimensionen des Jüdischen diesen Personenkreis prägten und die Auseinandersetzungen mit dem assimilierten, bürgerlichen Elternhaus erheblich zur Politisierung der Protagonisten beigetragen haben. Löwenthal etwa engagierte sich in einem Hilfsverein für die im Milieu seiner Eltern tief verachteten »Ostjuden« und war eine Zeit lang als Redakteur der zionistischen *Jüdischen Rundschau* aktiv.

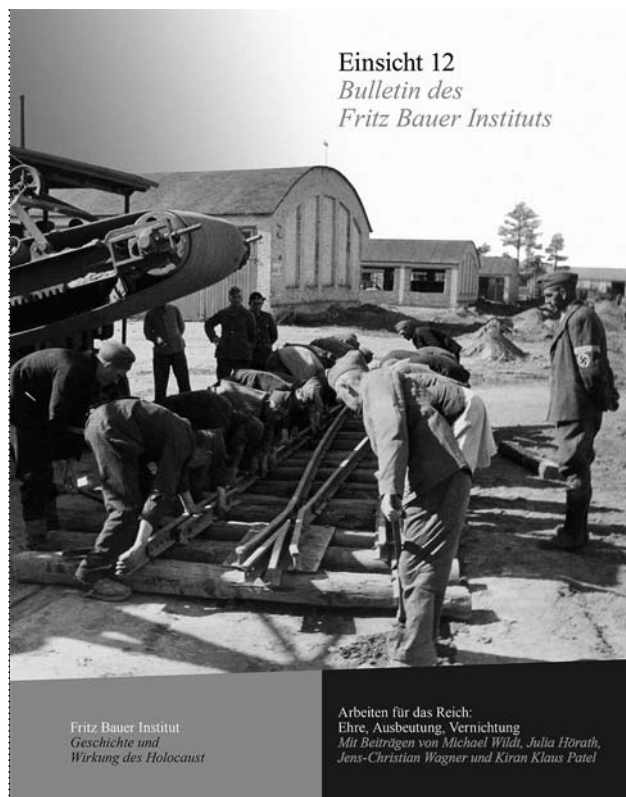
Nachdem er gegen den vehementen Protest seines Vaters die aus Königsberg stammende Golde Ginsburg geheiratet hatte, führte das junge Paar auch noch einen streng koscheren Haushalt – nach Löwenthals Aussage vor allem, um seinen Vater zu provozieren. Aber auch religiöse Orientierungen und ein aufschäumendes Interesse an jüdischer Kultur und Geschichte sind in der Weimarer Zeit bei einigen der Protagonisten zu verzeichnen. Und so entsteht tatsächlich der Eindruck, dass der Horkheimer-Kreis die vielen Facetten jüdischen Lebens in der Zeit der Weimarer Republik abbildet.

Im zweiten Teil des Buches (S. 43–110) widmet sich Jacobs dem zentralen Stellenwert des Antisemitismus in der Kritischen Theorie seit 1939. Dass Horkheimer und seine Kollegen ihm solch eine Bedeutung beimaßen, habe, so Jacobs, auch mit dem jüdischen Hintergrund der Forscher zu tun – eine These, die aufgrund der Verfolgungserfahrung nahe liegt, sich aber letztlich schwer beweisen lässt. Musste nicht jeder vernünftige Mensch in den 1940er Jahren den Antisemitismus als eines der größten Probleme der Menschheit erkennen? Obwohl Jacobs die theoretischen Debatten über den Antisemitismus anschaulich rekonstruiert, ist im Gesamtzusammenhang unverständlich, warum dieser zweite Teil doppelt so lang ist wie die beiden anderen – zumal man sich die langen Ausführungen (S. 91–106) über die zeitgenössischen Reaktionen auf die veröffentlichten Werke durchaus hätte sparen können.

Im dritten Teil (S. 111–148) präsentiert Jacobs eine Art synthetisierendes Kapitel, in dem er untersucht, auf welche Weise sich die jüdische Herkunft, verknüpft mit der Theorie des Antisemitismus, auf das Verhältnis zum Staat Israel ausgewirkt hat. Gerade weil es sich hier um ein bislang unterbelichtetes Thema der Forschung handelt, ist dies sicherlich der wichtigste Abschnitt des Buches. Jacobs vertritt die einfache, aber empirisch belegbare These einer »inverse relation« (S. 111): Umso vertrauter der jeweilige Theoretiker mit dem Judentum war, desto stärker war seine Kritik an Israel. Jacobs macht allerdings auch deutlich, dass abgesehen von Fromm alle Hauptvertreter des Instituts für Sozialforschung Sympathien für Israel hegten.

Die Konklusion (S. 149–151) fällt leider sehr kurz aus, umso ausführlicher und ergiebiger ist der Anmerkungsapparat (S. 152–230), der einige interessante Funde bereithält. Methodisch ist das Buch hervorragend gearbeitet, der Quellenfundus beeindruckend, die Sprache klar und gut lesbar. Kurz: Jack Jacobs hat ein neues Standardwerk über die Geschichte des Instituts für Sozialforschung geschrieben, das zugleich den Blick auf die jüdische Geschichte des 20. Jahrhundert bereichert.

Philipp Lenhard
München



Fritz Bauer Institut
Geschichte und
Wirkung des Holocaust

Hier könnte Ihre
Anzeige stehen!

Formate und Preise

Umschlagseite U4	230 x 295 mm + Beschnitt	€ 950,-
Umschlagseite U2 / U3	230 x 295 mm + Beschnitt	€ 850,-
Ganzseitige Anzeige	230 x 295 mm + Beschnitt	€ 680,-
1/2-seitige Anzeige vertikal	93 x 217 mm	€ 380,-
1/2-seitige Anzeige horizontal	192 x 105,5 mm	€ 380,-
1/3-seitige Anzeige vertikal	60 x 217 mm	€ 300,-
1/4-seitige Anzeige vertikal	93 x 105,5 mm	€ 250,-

Auflage: 5.500 Exemplare

zuzügl. gesetzl. MwSt.

Kontakt: Dorothee Becker, Tel.: 069.798 322-40, d.becker@fritz-bauer-institut.de

Ungewöhnlicher Weggefährte



Aleksander Hertz

Skizzen über den Totalitarismus

Hrsg. von Torsten Lorenz und

Katarzyna Stokłosa

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht,

2014, 257 S., € 64,99

Die im vorliegenden Band versammelten Arbeiten hat der Soziologe Aleksander Hertz in den Jahren 1936 und 1937 in Polen verfasst und dort in Fachzeitschriften veröffentlicht. Zwei der Aufsätze behandeln die Organisation und die soziale Zusammensetzung der militarisierten Massenparteien, insbesondere der NSDAP und der Fasci d’Azione Rivoluzionaria (FAR), der dritte die Frage nach der charismatischen Qualität Hitlers. Der Band wird durch Marginalien »Über die Macht Stalins« abgeschlossen. Torsten Lorenz hat diese vier Arbeiten erstmals ins Deutsche übersetzt und nun zusammen mit Katarzyna Stokłosa im Rahmen der Schriftenreihe des Hannah-Arendt-Instituts, »Wege der Totalitarismusforschung«, herausgegeben. Im Vorwort begründen sie ihren Einsatz für das Hertz’sche Werk damit, »dass sie diese tiefeschürfenden zeitgenössischen Analysen angesichts der anhaltenden Diskussion über die Natur totalitärer Regime für einen breiteren Leserkreis außerhalb ihres Ursprungslands zugänglich machen wollen« (S. 8). Auch wenn manche Urteile inzwischen widerlegt worden seien, handele es sich um Arbeiten, die im Vergleich mit anderen zeitgenössischen soziologischen Analysen das höchste Niveau markiert hätten und die »auch heute noch durch ihre analytische Tiefe und Stringenz« (ebd.) beeindruckend würden.

Zweifellos sind Hertz’ Schriften nicht nur dokumentarisch von Interesse, sondern auch methodisch und theoretisch. Allerdings in einem anderen Sinn, als ihn die Herausgeber nahelegen, die Hertz vor allem als einen vergessenen Weggefährten der Totalitarismusforschung würdigen wollen. Denn interessanter als Hertz’ Stringenz sind dessen Brüche und die Momente, in denen er an seine Grenzen stößt und die Irrwege der Totalitarismusforschung antizipiert. Hertz’ Widersprüchlichkeit kommt besonders dann zur Geltung, wenn man die vier Arbeiten als eine Einheit betrachtet. Dank des Vorworts der Herausgeber, in dem sie Hertz’ intellektuelle Entwicklung skizzieren, wird diese Widersprüchlichkeit verständlicher. Nachdem er sich 1915 als Zwanzigjähriger der Polnischen Sozialistischen Partei angeschlossen hatte, setzte er sein Philosophiestudium fort. Parallel dazu bildete sich sein Interesse für die Soziologie heraus. Während er sich mehr und mehr von der Partei, ihrer Theorie und Praxis, distanzierte, näherte er sich der sogenannten werturteilsfreien Soziologie an,

besonders der Lehre Max Webers und Vilfredo Paretos, und begründete dann die politische Soziologie in Polen. Wie die Herausgeber berichten, nahm Hertz Pareto »gegen dessen Inanspruchnahme durch den italienischen Faschismus und andere autoritäre Strömungen in Schutz« (S. 17). Es verwundert hier, dass die Herausgeber Hertz’ Einsatz für Pareto unkommentiert lassen, obwohl einige Elemente der Theorie des umstrittenen Soziologen zur faschistischen Wirklichkeit drängten und ihr Schöpfer dem Faschismus zeitweilig mit Sympathie gegenüberstand.

Hinsichtlich der theoretischen Bezugspunkte fällt außerdem auf, dass im Vorwort zwar Hertz’ vorübergehende Verbindung zur Polnischen Sozialistischen Partei und sein Besuch der Vorlesungen des Austromarxisten Max Adler Anfang der 1920er Jahre erwähnt wird, aber für die vorliegenden über zehn Jahre später verfassten Arbeiten nur Weber, Pareto und Robert Michels als Inspiratoren genannt werden – und nicht Karl Marx. Dabei erkennt Hertz dessen Analyse des Klassenantagonismus in seinem Aufsatz über die »Militarisierung der Partei« explizit als »den besten Schlüssel zum Verständnis der allgemeinen Prozesse des modernen Lebens« (S. 84) an und empfiehlt an anderer Stelle Marx’ Analyse des Bonapartismus. (S. 153) In Hertz’ Analyse der militarisierten Parteien wird die Problematik seines theoretischen Eklektizismus sichtbar. Anfangs behauptet er noch, dass für die Militarisierung der Parteien die inneren Faktoren entscheidend gewesen seien, während äußere Faktoren diese »Evolution« (S. 42) bloß beeinflusst hätten – eine problematische dichotome Trennung innerer und äußerer Faktoren, die suggeriert, es könnten hier beide säuberlich voneinander geschieden werden. Am Ende des Aufsatzes zeigt sich dann, dass ein solcher Schematismus nicht durchgehalten werden kann, wenn Hertz sich den gesellschaftlichen Bedingungen der Militarisierung der Parteien zuwendet und darlegt, dass dieser Vorgang nur verständlich werde, seinen Sinn erhalte, vor dem Hintergrund und im Zusammenhang der Eskalation der Klassenkämpfe in Europa. (S. 84) Darum ist es falsch, wenn die Herausgeber nahelegen, Hertz hätte in der Demokratie die Führungsstruktur der politischen Parteien als Keim der Diktatur ausgemacht. (S. 38) Schließlich betont Hertz mit Nachdruck, dass die von ihm analysierte Parteienstruktur inhaltlich durch deren Klassencharakter bestimmt sei. (S. 84 ff.) Er verortet den Keim autoritärer Krisenlösungen nicht in politischen Strukturen, sondern in den kapitalistischen Eigentumsverhältnissen und den durch diese vermittelten gesellschaftlichen Beziehungen (S. 85 f.), die diese Strukturen hervorbringen. Das macht ihn zu einem ungewöhnlichen Weggefährten der Totalitarismusforschung.

Jérôme Seeburger

Leipzig

Massengewalt



Alexander Korb
Im Schatten des Weltkrieges.
Massengewalt der Ustaša gegen Serben, Juden und Roma in Kroatien 1941–1945
Hamburg: Hamburger Edition, 2013,
510 S., € 28,–

Mehrere Auszeichnungen, zahlreiche internationale Besprechungen und jede Menge Aufmerksamkeit innerhalb der einschlägigen Forschungs-Communitys machen neugierig. Ist Alexander Korbs Studie über die Massengewalt im Unabhängigen Staat Kroatien (USK) tatsächlich so bahnbrechend?

Schon bald nach Beginn der Lektüre wird eine große Qualität des Buches erkennbar: Korb ist es gelungen, seine Thesen, Beobachtungen und Ergebnisse in einer exzellenten Sprache zu schildern. Trotz der historischen Schrecken, die er untersucht und analysiert, ist sein Buch ein Lesevergnügen. Korb beherrscht diese äußerst wichtige Kompetenz eines Forschers, nämlich gut schreiben zu können, eindrucksvoll.

Neben der Einleitung und dem Resümee widmet sich Korb in fünf Kapiteln den politischen Bedingungen, den Akteuren und den Formen der Gewalt, mit denen die Ustaša den im April 1941 proklamierten USK überzog. Bis zu seinem Untergang im Frühjahr 1945 fielen der Ustaša-Herrschaft Hunderttausende Serben, Juden, Roma und politische Oppositionelle zum Opfer. Indem Korb auf die enorme Bedeutung von »Gewalt und Gewalt«, auf den Zusammenhang zwischen »kollektiver Gewalt und Bürgerkrieg« und auf die »Multikausalität«, die »spezifische Form« und »unterschiedliche Motivation« für Gewaltanwendung, verweist (S. 12 f.), stellt er erstmals den Versuch an, die Interdependenzen der gleichzeitigen Massengewalt gegen Serben, Juden und Roma zu untersuchen.

Korbs Ansatz, Erkenntnisse der Holocaustforschung mit den Errungenschaften der vergleichenden Genozidforschung zu kombinieren und damit beide Forschungsstränge – ergänzt durch die vergleichende Faschismusforschung – zu erweitern und zu bereichern, ist originell. Die Gewalt-Geschichte des USK scheint sich für solch einen kombinierten Zugang zunächst besonders anzubieten.

Korb sichtete zahlreiche internationale Archivbestände, um die Dynamiken, Logiken und Akteure der Gewalt zu untersuchen und einzuordnen. Im Hinblick auf die serbenfeindliche Verfolgungs- und Vernichtungspolitik der Ustaša ist ihm eine bahnbrechende Studie gelungen, mit der die vergleichende Gewalt- und Genozidforschung eindeutig bereichert wird.

Den Holocaust zu kontextualisieren, ihn im Zusammenhang mit der allgemeinen Massengewalt zu untersuchen, wird seit einiger

Zeit von der Wissenschaft eingefordert. Korb hat sich dieser (Heraus-)Forderung gestellt. Das Problem ist nur, dass dieser Zugang keine neuen Erkenntnisse über den Judenmord im USK, über seine Vorbedingungen und Dynamiken brachte. Wenn Korbs Ergebnis lediglich darin liegt, dass lokale, nichtdeutsche Täter eigenständig die Verfolgung und Ermordung der Juden durchführten (S. 438), dann bringt diese Studie der Holocaustforschung nur einen sehr geringen Erkenntnisgewinn. So wird die Entrechtung und Ermordung der kroatischen und bosnischen Juden in dieser Untersuchung nebenbei, als Nebenprodukt der Massengewalt, geschildert. Korb argumentiert, dass »die Eskalation der antiserbischen Gewalt die Politik gegen Juden und Roma radikalisierte« (S. 196). Bedenkt man jedoch, mit welcher Geschwindigkeit und Gründlichkeit die Entfernung der Juden aus dem öffentlichen Leben und sodann ihre Ermordung begann¹ – Korb selbst benennt Daten, Gesetze und Lager an mehreren Stellen –, erweist sich die parallele und verschränkte Betrachtung des Holocaust mit dem Massenmord an Serben als nur bedingt weiterführend. Zu groß ist die Dimension der serbischen Opfer, ihre Beseitigung im Sinne eines kroatisch-homogenen Staates für die Ustaša zu wichtig und schließlich auch der Widerstand, den die verfolgten Serben leisteten, zu bedeutend, als dass die Gleichwertigkeit der Untersuchung der Massengewalt gegen Serben und Juden überhaupt möglich wäre.

So ist es konsequent, dass die Vertreibung und Ermordung der Serben im USK auch den größten Platz in Korbs Analyse erhält. Analytisch und kenntnisreich schildert er die verschiedenen antiserbischen Maßnahmen, die Gewaltdynamiken und Täterhintergründe.

Das Ziel der Ustaša war ein national-homogener Staat. Die Vertreibung und Ermordung der Serben bettet Korb folgerichtig in die Logiken europäischer Umsiedlungs- und Neuordnungsabkommen, mit denen die europäischen Nationalstaaten Anfang des 20. Jahrhunderts homogenisiert werden sollten. (S. 440)

Korbs Studie verdient die ihr bisher zuteilgewordene internationale Resonanz und Wertschätzung. Gestützt auf eine breite Quellen- und Literaturbasis, sticht sie durch innovative methodologische Überlegungen hervor. Eloquent manövriert er durch die Geschichte der empirischen Unordnung und bringt retroaktiv Ordnung in ein System, in dem nicht Ordnung, sondern Massengewalt herrschte.

Marija Vulesica
Paris

1 Marija Vulesica, »Kroatien«, in: Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hrsg.), *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 9, München 2009, S. 313–336; dies., »Die Ermordung der Juden in den jugoslawischen Gebieten 1941–1945«, in: Dorde Tomić u.a. (Hrsg.), *Mythos Partizan. (Dis-)Kontinuitäten der jugoslawischen Linken: Geschichte, Erinnerungen und Perspektiven*, Hamburg, Münster 2013, S. 91–109.

Auschwitz aus der Perspektive der jüngsten Häftlinge



Alwin Meyer

Vergiss deinen Namen nicht. Die Kinder von Auschwitz

Göttingen: Steidl Verlag, 2015, 592 S., € 38,80

Ist es möglich, traumatische Erfahrungen zu gewichten? Diese Frage steht einem beim Lesen von Alwin Meyers Buch über die jüngsten Häftlinge von Auschwitz immer wieder vor Augen. Dennoch trifft gerade das Schicksal der Kinder unter den in die Vernichtungslager deportierten Juden und den Häftlingen der Konzentrationslager ins Herz.

Bereits vor 25 Jahren veröffentlichte der Verfasser ein Buch über im Konzentrationslager Auschwitz gefangene Kinder (*Die Kinder von Auschwitz*, Göttingen 1990). Seitdem suchte Alwin Meyer weiter den Kontakt mit Überlebenden, er besuchte sie in den Ländern, aus denen sie mit ihren Familienangehörigen nach Auschwitz deportiert wurden und wohin sie nach der Befreiung zurückkehrten, in Polen und den Ländern, die ihnen zur neuen Heimat wurden. Mit einigen von ihnen und ihren Familien entwickelten sich bis in die Gegenwart reichende Kontakte. Auf der Grundlage zahlreicher Gespräche sowie von Recherchen in Gedenkstätten und Archiven entstand ein neues Buch, in dem der Autor durch Lebensbilder einzelner Überlebender stellvertretend die Häftlinge von Auschwitz, ihr Leben vor Deportation und KZ und die lebenslangen Folgen darstellt, das Leben nach dem Überleben.

Die als Kinder oder Heranwachsende in Auschwitz gefangenen Überlebenden, die Meyer vorstellt und die in diesem Buch mit ihren eigenen Berichten zu Wort kommen, vertreten einen Großteil der Länder, aus denen Juden nach Auschwitz deportiert wurden und Gegner der Nationalsozialisten sowie im Zuge der Besatzungspolitik zur Vernichtung bestimmte Personengruppen in dieses Konzentrationslager eingeliefert wurden: Polen, Tschechien und die Slowakei, Deutschland, Griechenland, Ungarn und die Staaten im Westen der damaligen Sowjetunion. Alle waren vor Auschwitz in anderen Lagern; einige wurden im Januar 1945 in Auschwitz befreit, die meisten wurden noch nach Mauthausen, Groß-Rosen, Buchenwald, Dachau, Sachsenhausen, Ravensbrück, Neuengamme oder Bergen-Belsen oder deren Nebenlager verschleppt. Durch die Darstellung ihres Familienlebens und damit ihrer Lebenswelt vor Auschwitz sowie der einzelnen Phasen des Vorgehens gegen die Juden in Deutschland

und den vom »Dritten Reich« besetzten Ländern wird anschaulich gezeigt, dass die Nationalsozialisten durch ihre Vernichtungspolitik die jüdischen Gemeinschaften Deutschlands und vor allem der besetzten Länder Ost- und Südosteuropas weitgehend zerstörten.

Das Buch ist zugleich, durch die historischen und lebensgeschichtlichen Sachinformationen, eine alle wichtigen Fragen darstellende Geschichte des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau sowie der nationalsozialistischen Verfolgung von Juden, Roma und Sinti, Polen und Angehörigen der anderen slawischen Nationen. Vor allem durch die Erzählungen über Kinder und Heranwachsende und ihre eigenen Zeugnisse entsteht ein immer wieder konkrete Einzelne und ihre Familienangehörigen vorstellender Bericht, der anschaulich zeigt, dass im Konzentrationslager Auschwitz Juden aus allen besetzten Ländern, sich der deutschen Besatzungsmacht widersetzende Polen, aus Deutschland, Tschechien, Polen und anderen Ländern stammende Roma und Sinti und seit Ende 1942 im Zuge der deutschen Vernichtungspolitik verschleppte Familien aus dem Westen der UdSSR und aus Polen gefangen waren.

Durch die Verbindung von historischen Informationen und individuellen Lebensgeschichten, von Empathie und einem kognitiven Zugang zum Thema, ist dieses Buch wie wenige andere auch als einführende Lektüre über das Konzentrationslager Auschwitz, die Häftlinge und Deportierten, die Auswirkungen des nationalsozialistischen Antisemitismus und Rassismus sowie die lebenslangen Folgen von KZ und Verfolgung zu empfehlen. Eine Stärke des Buchs sind zahlreiche Familienfotos, Reproduktionen von Dokumenten und historischen Fotografien sowie während der Recherchen aufgenommene Porträts, die den lebensgeschichtlichen Charakter des Buchs noch unterstreichen.

Der Titel des Buchs symbolisiert die Geschichte eines damals ungefähr fünf Jahre alten Mädchens aus Belorussland, dem seine Mutter, kurz bevor die SS sie Mitte Januar 1945 auf einem der Todesmärsche nach Deutschland verschleppte, bei der Trennung in Auschwitz einprägte: »Vergiss deinen Namen nicht.« Nach der Befreiung von Auschwitz holte ein in der Stadt Oświęcim lebendes polnisches Ehepaar das Mädchen noch im Januar 1945 aus dem Lager, nahm es auf und wurde ihm zu neuen Eltern. Diesem Mädchen, damals bereits eine junge Frau, gelang es zwei Jahrzehnte später mit viel Unterstützung, seine biologische Mutter wiederzufinden. Viele andere konnten diesen Traum nicht verwirklichen. Für sie, wie für alle Überlebenden der nationalsozialistischen Konzentrationslager, hörte Auschwitz niemals auf. Dass dies so ist, vermittelt Alwin Meyers Buch anschaulich.

Jochen August
Berlin/Oświęcim

Ein deutscher Mörder



Volker Koop

Rudolf Höß. Der Kommandant von Auschwitz. Eine Biographie
Köln: Böhlau Verlag, 2014, 338 S.,
€ 24,90



Thomas Harding

Hanns und Rudolf. Der deutsche Jude und die Jagd nach dem Kommandanten von Auschwitz
Aus dem Englischen von Michel Schwelien
München: Deutscher Taschenbuch Verlag,
2014, 398 S., € 24,90

Rudolf Höß, Auschwitz-Kommandant von Mai 1940 bis November 1943, sodann im

Sommer 1944 leitender SS-Führer bei der Vernichtung der Juden aus Ungarn, war nach seiner Verhaftung im März 1946 bis zu seinem Todesurteil (Warschau, April 1947) ein auskunftsfreudiger NS-Verbrecher. Bereitwillig stand er britischen und amerikanischen Vernehmungsbeamten Rede und Antwort. Nach Polen ausgeliefert und in Krakau in Untersuchungshaft sitzend, schrieb er seine Autobiographie (»Meine Psyche. Werden, Leben und Erleben«) nieder. Er schreckte auch nicht davor zurück, entgegen aller ansonsten geübten Kameraderie, seine Mittäter zu benennen und »Porträts« zu verfassen. Höß wusste offenbar, dass er unrettbar verloren war, dass nur der Galgen auf ihn wartete.

Volker Koop, Journalist und Publizist, stellt zunächst den Werdegang des 1901 geborenen Höß gut und ausführlich dar. In den Kapiteln über Höß' Verbrechen in Auschwitz verzichtet er leider darauf, alle Vernehmungsprotokolle und eidesstattlichen Erklärungen von Höß quellenkritisch auszuwerten. Auch die Akten des Warschauer Höß-Prozesses berücksichtigt er nicht. Gewiss hätte die Beiziehung der polnischen Akten und deren Übersetzung viel Aufwand bedeutet. Sie sind jedoch für eine umfassende Darstellung der Tätigkeit von Höß unverzichtbar. Koops Buch kann deshalb in wissenschaftlicher Hinsicht nicht überzeugen. Seine Quellenangaben sind unklar und zum Teil fingiert. Zum Beispiel nennt er »im Hinblick auf den 1. Frankfurter Auschwitz-Prozess [...] das Archiv

des Fritz Bauer Instituts« (S. 15) ergiebig. Besucht hat es der Autor aber nicht. Er verwendet stattdessen die vom Institut veröffentlichte Transkription des Tonbandmitschnitts, ohne die 2004 erschienene DVD-ROM-Publikation zu nennen. Im Fall der Standort- und Kommandanturbefehle verfährt er gleichfalls wenig seriös. Weder ein Archiv noch die von Norbert Frei und anderen im Jahr 2000 herausgegebene Edition¹ finden sich in den Quellenangaben. Wenig nachvollziehbar sind Darlegungen, die Vernichtung der Juden aus Ungarn im Sommer 1944 sei »im Rahmen der ›Aktion Reinhardt‹« (S. 59, 61) erfolgt, der Befehl Gerhard Mauers (SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt) im Oktober 1942, die »reichsdeutschen« Konzentrationslager »judenfrei« zu machen, sei Folge der von Himmler erteilten Anordnung zur »Ausrottung der Juden« (S. 73) gewesen. Weiter schreibt Koop, in Höß' Zeit »als Adjutant und Lagerführer in Sachsenhausen«, also vor seiner Versetzung im April 1940 nach Auschwitz, hätten in dem KZ »Massenerschießungen [...] von sowjetischen Kriegsgefangenen« (S. 77) stattgefunden. Rapportführer Gerhard Palitzsch ist bei ihm ein »Funktionshäftling« (S. 211), und SS-Standortarzt Eduard Wirths lässt er in »US-Haft« (S. 219) sitzen. Weiter waren Koop zufolge im »Arbeitslager der I.G. Farben [...] außer den Häftlingen rund 15.000 Zivilisten« (S. 240) beschäftigt gewesen – eine Verwechslung des Werks »I.G. Auschwitz O/S« mit dem KZ Buna/Monowitz. Koop, der viel zitiert, die wichtigsten Höß-Quellen aber nicht auswertet, hat ein Buch ohne wissenschaftlichen Wert vorgelegt.

Der britische Journalist und Autor Thomas Harding hat über seinen Großonkel Hanns Alexander (1917–2006) und über Höß ein interessantes Buch geschrieben. Die Geschichte der beiden Männer, des Berliner Juden, der Jagd auf die deutschen Mörder machte, sowie des SS-Funktionärs, der befehlsergeben zum monströsen Massenmörder wurde, wird in sich abwechselnden, chronologisch aufgebauten Kapiteln spannend erzählt. Hanns Alexander konnte 1936 nach England emigrieren und beschloss 1939, für sein Aufnahmeland gegen Hitlerdeutschland zu kämpfen. Kampfbereite Ausländer konnten dem Auxiliary Military Pioneer Corps beitreten. Alexander gelang es Anfang 1943, in eine »Offiziersanwärterschule« (S. 153) aufgenommen und zum Offizier befördert zu werden. Anfang 1945 betrat er wieder kontinentalen Boden und stand Mitte Mai 1945 vor den Leichenbergen von Bergen-Belsen. Sein Beitritt in ein War Crimes Investigation Team gab ihm die Möglichkeit, nach NS-Verbrechern zu suchen. Nach den Schrecken von Bergen-Belsen von »Hass« (S. 215, 278) auf die Mörder beseelt, machte er Jagd auf sie. Sein wichtigster Fang gelang ihm im März 1946. Auf einem Bauernhof in Schleswig-Holstein konnte er Höß verhaften.

¹ Standort- und Kommandanturbefehle des Konzentrationslagers Auschwitz 1940–1945, hrsg. von Norbert Frei u. a., München 2000.

Von Ehefrau Hedwig hatten die wenig zimperlichen Fahnder Angaben über seinen Aufenthaltsort erpresst (S. 277). Alexander war in einigen Fällen ein erfolgreicher »Nazi-Jäger«. Schmerzhaft bewusst war ihm gleichwohl, wie viele deutsche Mörder sich der Justiz hatten entziehen können.

Das Buch Hardings macht uns mit einem Mann bekannt, von denen es zu wenige gegeben hat. Leider ist der Übersetzer nicht immer auf der Höhe der erforderlichen Terminologie. Ein gutes Lektorat hätte auch eine Vielzahl von Ungenauigkeiten Hardings vermeiden helfen.

Werner Renz
Fritz Bauer Institut

Ein früher Bericht über Treblinka



Jankiel Wiernik

Ein Jahr in Treblinka

Wien: bahoe books, 2014, 97 S., € 8,-

Der Verfasser dieses Berichts wurde am 23. August 1942 aus Warschau nach Treblinka deportiert. Dort konnte er sich unter die zum Wegbringen der Habe der Deportierten eingesetzten Juden mischen und entging so dem Tod in der Gaskammer. Als Männer für Bauarbeiten gesucht wurden, öffnete sich dem Zimmermann Jankiel Wiernik eine Nische, die ihm in dieser Hölle auf Erden eine Überlebenschance bot. Im ganzen Lager eingesetzt, auch dort, wo die Deportierten ermordet und ihre Leichen zunächst vergraben und später verbrannt wurden, bekam er einen Überblick über das Mordgeschehen in Treblinka.

Als Häftlinge im Sommer 1943 eine Massenflucht vorbereiteten, stellte Wiernik, der einzige, der das gesamte, in abgetrennte, isolierte Abschnitte aufgeteilte Lager betreten konnte¹, den Kontakt zwischen den Aktivisten her und koordinierte den Zeitpunkt. Während

¹ Vgl. Gitta Sereny, *Am Abgrund. Eine Gewissensforschung. Gespräche mit Franz Stangl, Kommandant von Treblinka, und anderen*, Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1980, S. 216.

des Aufstands am 2. August 1943 entkam er und schlug sich nach Warschau durch. Dort suchte er Kontakt zum jüdischen Untergrund und fand Hilfe.

Die Leiter des jüdischen Widerstands waren sich bewusst, dass sein Augenzeugenbericht, der präzise und umfassend in erschütternden Worten darstellt, was in Treblinka geschah, ein erstrangiges Zeugnis über das Schicksal der Juden Polens werden sollte, und unterstützten ihn bei der Niederschrift. Im Frühjahr 1944 wurde *Ein Jahr in Treblinka* in einer konspirativen Druckerei des polnischen Untergrunds gedruckt; ein Mikrofilm gelangte durch Kurierere nach England. Noch 1944 veröffentlichte die amerikanische Repräsentation des jüdischen Bundes in New York Übersetzungen des Berichts ins Englische und ins Jiddische, und in Palästina wurde eine Übersetzung ins Hebräische gedruckt. Die jüdischen Untergrundorganisationen in Polen, vor allem Emanuel Ringelblums Gruppe des konspirativen Archivs des Warschauer Ghettos, hatten bereits seit 1942 Berichte über die Vernichtungszentren in Chelmo, Treblinka, Belzec und Sobibor erhalten und in den Westen weitergeleitet.

Jankiel Wiernik sah sein Überleben als Auftrag, über das, was er erleben musste, zu berichten. Er baute ein Modell von Treblinka, das heute im »Kibbuz der Ghettokämpfer« in Israel gezeigt wird; er war Zeuge im Eichmann-Prozess und in den deutschen Verfahren gegen Angehörige des Treblinka-Personals. Sein Bericht ist bekannt (im Internet sind zurzeit zwei Übersetzungen ins Deutsche sowie Scans der englischen, der jiddischen und der hebräischen Publikation zu finden); es ist also nicht so, wie die ungenannten Herausgeber des Buchs unterstellen (S. 97), dass erst ihre Veröffentlichung den Text in den deutschsprachigen Ländern zugänglich macht.

Die Einleitung und ein Nachwort enthalten zwar ausreichende Informationen über den Autor und die Vernichtungslager in Ostpolen, zumal die angeführte, 2013 erschienene Studie von Sara Berger (vgl. die Rezension in *Einsicht* 12, S. 62) Quellen und Publikationen nennt. Wegen der Bedeutung der strafrechtlichen Ermittlungen für die Klärung gerade der dort begangenen nationalsozialistischen Verbrechen wären jedoch Hinweise auf die Feststellungen der in Deutschland durchgeführten Strafverfahren angebracht.

Ein Vergleich mit dem polnischen Originaltext und der Übersetzung ins Englische zeigt, dass der deutsche Text der englischsprachigen Veröffentlichung folgt; lediglich einige Fragmente wurden nach dem polnischen Text eingearbeitet. So heißt es auf S. 27: »Achtung! Kopfbedeckung ab! Kopfbedeckung auf!« (dies entspricht dem englischen »Attention, headgear off, headgear on«; S. 11), obwohl Wiernik in seinem polnischen Text, S. 4, deutsch »Achtung, Mütze auf und ab« schreibt. Die Formulierung »zu Purée geschlagen« (S. 73) beruht auf dem englischen »had been beaten to a pulp« (S. 36; der polnische Text, S. 18, enthält diese Metapher nicht). Kritisch anzumerken sind nicht gekennzeichnete Eingriffe in den Originaltext: Die von Wiernik genannte Zahl der zu verbrennenden

Leichen (im englischen Text, S. 30, ist dieser Satz weggelassen) wurde durch die Formulierung »mehr als eine halbe Million Tote [...], die beseitigt werden mussten« (S. 60) ersetzt. Klärungen erfordernde Stellen, wie zum Beispiel differierende Zahlenangaben in der Originalfassung (S. 19; hier liegt erkennbar ein Tipp- oder Druckfehler vor) und im englischen Text (S. 38) zu einem Transport mit 1943 in Treblinka ermordeten Zigeunern, werden nicht erläutert (S. 76; dieses Textfragment weicht vom Originaltext ab). Die Übersetzung der Bezeichnung »cyganie« (Zigeuner) als »Roma« mag durch Political Correctness intendiert sein, ist jedoch für eine Quellenveröffentlichung fragwürdig. Regionale Nebenformen, wie »Obers« (S. 66; statt Sahn) oder »parkiert« (S. 32; statt abgestellt, geparkt), tauchen auf. Zu verzeichnen sind auch Übersetzungsfehler, wie »Schachteln mit Leim« (S. 29; statt Kisten für Kalk; im englischen Text, S. 12, fehlt dieser Satz) und »Hacke« (passim; statt Axt) – der Zimmermann Jankiel Wiernik, der mit diesem Werkzeug umgehen konnte, erkämpfte sich mit einer Axt den Weg in die Freiheit (S. 91).

Die Berichte Überlebender sind zwar immer auch ein Memento. Wenn die Herausgeber jedoch in ihrem Nachwort betonen, dass »neonazistische und faschistische Parteien und Gruppierungen immer noch existieren« und folgern, Wierniks Bericht über Treblinka habe deshalb »nichts an Aktualität verloren« (S. 97), ist festzustellen, dass diese Herausforderung weit mehr verlangt als historische Publizistik leisten kann. Die Wiener Herausgeber sehen ihre Veröffentlichung »als Warnung vor dem, was Deutsch ist« (S. 97). Mit keinem Wort weisen sie jedoch darauf hin, dass Odilo Globocnik, Himmlers Beauftragter für die Judenvernichtung in Ostpolen, Irmfried Eberl, der erste Kommandant von Treblinka, und Franz Stangl, zunächst Kommandant von Sobibór und anschließend der zweite Kommandant von Treblinka, der dieses Vernichtungszentrum erst zu dem machte, was Jankiel Wiernik beschreibt, österreichische Nationalsozialisten waren.

Jochen August
Berlin/Oświęcim

Aus der Perspektive des Judenältesten



Benjamin Murrelstein

Theresienstadt.

Eichmanns Vorzeige-Ghetto

Aus dem Italienischen von Karin Fleischanderl. Hrsg. von Ruth Pleyer und Alfred J. Noll. Mit einem Nachwort von Wolf Murrelstein.

Wien: Czernin Verlag, 2014, 318 S.,
 € 24,90

Die jetzt erstmals auf Deutsch vorliegende Monographie zur Geschichte Theresienstadts wurde bereits zu Beginn der 1960er Jahre von einem prominenten wie umstrittenen Überlebenden des Ghettos im ehemaligen Protektorat Böhmen und Mähren geschrieben: Benjamin Murrelstein. Rabbiner, Gelehrter, jüdischer Funktionär in Wien bis 1943 und letzter Judenältester von Theresienstadt.

Monographien zu Theresienstadt gibt es genug, mag man denken. Es sei auf das kürzlich erschienene Buch von Wolfgang Benz, *Theresienstadt. Eine Geschichte von Täuschung und Vernichtung*, München 2013, vor allem aber auf das bis heute gültige Standardwerk H.G. Adlers, *Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsge-meinschaft*, hingewiesen. Hinzu tritt eine Vielzahl von Erinnerungsliteratur Überlebender. Das Besondere an diesem Buch von Benjamin Murrelstein freilich ist die Perspektive des Autors, der Blick auf Ereignisse und Entscheidungen im Ghetto von einem Mitglied der sogenannten Jüdischen Selbstverwaltung, dem Ältestenrat.

In 16 Kapiteln erzählt Murrelstein chronologisch die Geschichte Theresienstadts. Er berichtet über den Aufbau des Ghettos durch tschechische Juden ab November 1941 und über die sozialen und nationalen Konflikte der verschiedenen Gruppen im Ghetto. Er beschreibt die Lebensbedingungen, die geprägt waren von Hunger, Krankheiten und Angst, die zwischen 1942 und 1944 stattfindenden Deportationen nach Auschwitz, die »Verschönerungsaktion« und den Besuch einer Delegation des Internationalen Roten Kreuzes und schließlich die aus den Konzentrationslagern eintreffenden Evakuierungstransporte.

Im Zentrum des Berichts stehen die Schilderungen des Ältestenrats in Theresienstadt und die Rolle der drei Ältesten, Jakob Edelstein, Paul Eppstein und Benjamin Murrelstein. Somit liegt der inhaltliche Schwerpunkt auf den bis heute kontroversen Fragen nach dem Handlungsspielraum der jüdischen Verwaltung des Ghettos. In aller Deutlichkeit wird der Konflikt zwischen den verschiedenen Konzepten der drei Funktionäre aus Prag, Berlin und Wien beleuchtet. Indem Murrelstein die Pläne der vor allem für ihre jeweiligen

Landsleute eintretenden Ältesten beschreibt, macht er den evidenten Zusammenhang von konzeptioneller Idee für das Ghetto und daraus resultierenden »Fehlentscheidungen« deutlich. Damit erklärt er nicht nur, wie bestimmte Entscheidungen zustande kamen, sondern auch, dass es nicht den einen, den richtigen Weg gab. Mit dem Zeitpunkt seiner eigenen Deportation nach Theresienstadt Ende Januar 1943 wird das Buch dann zunehmend auch von seiner persönlichen Lebensrealität als Zeitzeuge bestimmt. Dies äußert sich nicht zuletzt darin, dass er die Neutralität der dritten Person aufgibt und nun in die Ich-Form wechselt.

Die Motivation für dieses Buch war eine (Trotz-)Reaktion auf die Nichtladung als Zeuge zum Eichmann-Prozess in Jerusalem (1961), wie auch die Herausgeber betonen. Aber es ging Murrenstein um mehr: Er wollte die Wiederherstellung seiner Reputation. Während, aber auch nach dem Krieg war er aufgrund seiner Tätigkeit zwischen 1938 und 1945 immer wieder der Kollaboration beschuldigt worden. Die Rehabilitation war ihm nach seiner monatelangen Inhaftierung Ende 1946 juristisch zwar schließlich zuteilgeworden, in den jüdischen Gemeinden in Prag und Wien jedoch versagt geblieben. Ein Umstand, den man bei der Lektüre nicht aus den Augen verlieren darf. Mit seiner Geschichte von Theresienstadt löste er seine »Überlebensschuld« ein. Bereits 1945 hatte Murrenstein auf 56 Seiten einen »Geschichtlichen Überblick« zu Theresienstadt verfasst. Vergleicht man diesen eher nüchtern gehaltenen Bericht, der im Auftrag der sowjetischen Befreier entstanden war, mit dem vorliegenden Buch, wird deutlich, wie wichtig es ihm war, über die Rolle der Judenältesten von Theresienstadt Auskunft zu geben.

Die Herausgeber verzichten auf eine wissenschaftliche Kommentierung; sie begnügen sich mit weiterführenden Literaturverweisen. Ein Anmerkungsapparat hätte die Edition allerdings bereichert und wäre, so kann man vermuten, wohl auch im Sinne des Autors gewesen. Damit hätte man nämlich dem Verfasser Murrenstein das posthum ermöglicht, was ihm lange versagt geblieben ist: die wissenschaftliche Kontextualisierung seiner eigenen Erfahrungen und Handlungen als jüdischer Funktionär anhand seines eigenen Textes. Als Nebenprodukt hätten kleinere inhaltliche Mängel wie die fälschliche Datierung der Volkszählung im Bauschowitz Kessel auf September statt November 1943 oder die Behauptung, Paul Eppstein habe sich bereits im Sommer 1942 in Theresienstadt befunden, obwohl er erst im Januar 1943 dorthin kam, erläutert werden können.

Dennoch ist das Buch eine große Bereicherung für jeden Theresienstadt-Interessierten, nicht zuletzt aufgrund Murrensteins Fähigkeit, gleichermaßen kenntnisreich wie interessant zu erzählen. Folglich ist es ein gut lesbares Buch, das vor dem Hintergrund der Geschichte Theresienstadts einen Beitrag zum Verständnis der Rolle der Judenräte leistet.

Lisa Hauff
Berlin

Stille Helfer



Petra Bonavita

Quäker als Retter. ...im Frankfurt am Main der NS-Zeit

Stuttgart: Schmetterling Verlag, 2014,
288 S., € 19,80

Spätestens seit dem Pogrom im November 1938 blieb für politisch Verfolgte und Menschen jüdischer Herkunft nur noch ein Ausweg. Sie mussten Deutschland verlassen, um ihr Leben zu retten. Dabei half ihnen auch eine Glaubensgemeinschaft, über die bisher wenig geforscht wurde. Sie nennen sich »Die Religiöse Gesellschaft der Freunde«, besser bekannt als die Quäker. Zwei Jahre lang hat die Soziologin Petra Bonavita über ihre Rettungsaktionen in Frankfurt recherchiert. Ihre Ergebnisse geben nun erstmals einen sehr genauen Einblick in die Hilfsaktionen dieser kleinen Glaubensgemeinschaft.

Etwa 270 Quäker lebten 1933 insgesamt in Deutschland. Das Frankfurter Quäker-Zentrum mit seinen 20 Mitgliedern wurde zum Dreh- und Angelpunkt für den südwestdeutschen Raum. Im November 1938 erreichten die Anfragen von verfolgten Menschen, die ins Ausland flüchten wollten, ihren Höhepunkt. Es gab allerdings nur wenige Länder, die sie aufnahmen: Die USA legte etwa eine Quote von 25.000 pro Jahr fest. Auch nach Großbritannien konnte nicht jeder ausreisen. Schockiert von den Ereignissen der sogenannten Reichskristallnacht entwickelte der britische Konsul Robert T. Smallbones allerdings einen Plan, verfolgten Menschen in Deutschland dennoch zu helfen. Smallbones nutzte ein Schlupfloch, indem er Menschen, die beispielsweise auf ein Visum in die USA hofften, ein Transitvisum ausstellte. Sie sollten vorübergehend in britischen Gastfamilien unterkommen. Es gelang ihm, den Innenminister Sir Samuel Hoare, der selbst aus einer Quäker-Familie stammte, von diesem Plan zu überzeugen.

Bonavita zeigt in ihrer Untersuchung, wie die Quäker mithalfen, diesen Plan umzusetzen. Sie besorgten mit ihren britischen Freunden Gastfamilien und finanzierten die Reisekosten für die Menschen in Deutschland, die um ihr Leben fürchten mussten. Doch die Zeit rannte ihnen davon. Es zeichnete sich ab, dass Hitler bald einen großen Krieg beginnen würde. Die Gefahr bestand, dass die Grenzen zum rettenden Ausland vermutlich geschlossen würden. Die Frankfurter Quäker arbeiteten Tag und Nacht. Auch der britische Konsul schlief nachts nur noch drei bis vier Stunden, um früh im Konsulat zu sein und möglichst vielen Hilfesuchenden ein Transitvisum auszustellen.

Insgesamt gelang es den britischen Konsulaten zusammen mit den Quäkern, 48.000 verfolgten Menschen aus Deutschland die Flucht nach Großbritannien zu ermöglichen. Um ihre Arbeit an der Gestapo vorbei zu organisieren, betonten die Quäker immer wieder, ihre Absichten seien völlig unpolitisch. In einem nächsten Schritt glückte es, jüdische Kinder aus Deutschland zu retten, wie Bonavita verdeutlicht. Die Kinder aus Deutschland kamen in britischen Gastfamilien und in Heimen unter. 10.000 Kindern schafften es, von Januar 1939 bis zum September, also bis zum Kriegsbeginn, Deutschland zu verlassen. Die Quäker begleiteten die Züge, in denen die Kinder von Deutschland nach Großbritannien führen und kümmerten sich um die Ausreisepapiere. Viele dieser Kinder sahen ihre leiblichen Eltern nie wieder. Die meisten Väter und Mütter wurden deportiert.

Bonavita berichtet in ihrem Buch auch über Fälle, die sehr eindrucksvoll zeigen, wie eng Rettung und Deportation zusammenfielen. So schildert sie etwa den Werdegang des damals dreizehnjährigen Mädchens Lore Gotthelf. Den Quäkern gelang es, für sie eine englische Gastfamilie zu finden. Ein paar Jahre später lernte sie einen jungen Mann kennen, der ebenfalls aus Deutschland emigriert war. 1944 heirateten sie. Die Hochzeit fand ohne die Eltern statt. Lore erfuhr erst nach dem Krieg, dass ihre Eltern deportiert und ermordet worden waren.

In Deutschland endeten die Kindertransporte bei Kriegsbeginn. Doch damit war die Arbeit der Quäker nicht getan. Sie boten Verfolgten Verstecke an. Bonavita zeichnet den Werdegang von Frankfurter Quäkern nach, die sich besonders engagierten, wie etwa die Frankfurterin Else Wüst. Die bekennende Sozialdemokratin organisierte nicht nur Kindertransporte, sie versteckte auch Verfolgte in ihrem Keller. Sie besorgte jüdischen Frauen ein »Domestic Permit«, damit diese eine Stelle in einem englischen Haushalt antreten konnten. Um den Emigranten den finanziellen Start zu erleichtern, backte sie wertvolle Goldmünzen in Anisplätzchen ein, die in einer neutralen Geschenkverpackung unbemerkt die Grenze passierten. Im September 1938 nahm sie das ältere jüdische Ehepaar Marum auf. Nach zwei Jahren mussten sie die Wohnung von Else Wüst jedoch verlassen. Während die Frau kurz vor der Deportation den Freitod wählte, kam ihr Mann in einem Konzentrationslager ums Leben.

Heute lässt sich nur schwer rekonstruieren, was die Quäker alles für verfolgte Menschen getan haben. Bonavita merkt als Fazit in ihrer Untersuchung an: »Dass mehrere tausend Kinder aus Frankfurt und den umliegenden Städten die Fahrt in das ihr Leben rettende Ausland antraten, und dass auch die Quäker zu den Rettern gehörten, ist aus dem kollektiven Gedächtnis verschwunden.« Ihre aktuell erscheinende Untersuchung holt dieses Versäumnis jetzt nach.

Hans Rubinich
Frankfurt am Main

Novemberpogrome 1938



Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas und Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg (Hrsg.)

»Alles brannte!« – Jüdisches Leben und seine Zerstörung in den preußischen Provinzen Hannover und Ostpreußen
Katalog zur Ausstellung, Uwe Neumärker, Joachim Mähnert (Projektleitung), Ulrich Baumann (Kurator)
Berlin: 2014, 296 S., zahlr. Abb., € 15,-



Anna Rosmus

75 Jahre »Reichskristallnacht«.
Ereignisse in Niederbayern
Grafenau: Samples Verlag, 2013, 157 S., € 24,90

75 Jahre nach den Pogromen im November 1938 ist immer noch einiges davon nicht bekannt. Dies verdeutlicht besonders die reichhaltig bebilderte und in deutscher und russischer Sprache publizierte Ausstellungsdokumentation »Alles brannte!« Die Titelaussage stammt von der 1927 als Hella Markowsky in Königsberg geborenen Nechama Drober. Ihre Lebensgeschichte wird ergänzt durch die Erinnerungen von Henny Rosenbaum, die 1925 in Hannover zur Welt gekommen ist. Die beiden biografischen Skizzen verbinden die Dokumentationen jüdischen Lebens und ihre Zerstörung in den früheren preußischen Provinzen Hannover und Ostpreußen mit den Erinnerungen daran. Die westliche Provinz ist heute Teil des Bundeslandes Niedersachsen, die östliche seit dem Ende des nationalsozialistischen Deutschland polnisches, sowjetisches bzw. russisches sowie litauisches Staatsgebiet.

Am 9. November 2013 ist die Ausstellung im Deutsch-Russischen Haus in Kaliningrad – früher: Königsberg – und eine zweite Ausfertigung im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg eröffnet worden.

Nach bebilderten Einführungen in das jüdische Leben in den beiden Provinzen werden der Antisemitismus, völkische Bewegungen und antisemitische Übergriffe vor 1933 angesprochen. Die anschließende staatliche Judenverfolgung bis zur Abschiebung im Oktober 1938 und das Attentat von Paris auf den deutschen Botschaftssekretär vom Rath werden als Vorgeschichte der Pogrome im November 1938 gezeigt. Diese kommen konzentriert auf die Zerstörung der Neuen Synagoge in Hannover – »der erste völlig freistehende Synagogenbau Deutschlands« (S. 48) – und Zerstörungen in weiteren Städten

der Provinz Hannover sowie die Zerstörung der Neuen Synagoge in Königsberg zur Sprache. »Gaffer und Plünderer« zeigen die Abbildungen aus Königsberg, Hannover und Osnabrück, gefolgt von Bildern aus Dörfern und Kleinstädten.

In einem Exkurs wird auf das »Schicksal der Memeler Juden« (S. 151 ff.) eingegangen. Der erste Teil der Dokumentation endet mit der Auslöschung der jüdischen Gemeinden in den beiden Provinzen. Nach den erwähnten Lebensgeschichten wird auf die Erinnerungsarbeit und -politik eingegangen. Erwähnenswert ist, dass das jüdische Gotteshaus in Wartenburg »im November 1938 dank des örtlichen SA-Führers Dräger erhalten« (S. 228) geblieben ist. Heute befindet sich in dem Haus in Barzewo die Kunstgalerie »Synagoge«.

In ihrem Nachwort heben Ulrich Baumann und Uwe Neumärker das Besondere des Ausstellungsprojekts hervor: »*Alles brannte!* will einen grenzüberschreitenden Beitrag zur Würdigung der jüdischen Opfer – der Ermordeten und Überlebenden – und zur Erinnerung an das bauliche Erbe und seine Spuren wie auch an die Orte des nationalsozialistischen Terrors in den früheren preußischen Provinzen Hannover und Ostpreußen leisten. Sie sind gleichermaßen Teil der preußischen, deutschen und europäischen Geschichte.« (S. 285) Eine Konkordanz der Ortsnamen steht am Ende dieses wichtigen und sehr informativen, reichhaltig bebilderten Werkes.

»75 Jahre Reichskristallnacht« sind für Anna Rosmus der Anlass gewesen, auch eine reichhaltig bebilderte Publikation über die Ereignisse in Niederbayern zusammenzustellen. Sie geht ausführlich auf »Aktionen« gegen Juden in zahlreichen Orten Niederbayerns und die Berichterstattung über diese Ereignisse ein. Sie beschreibt auf der Grundlage der von ihr geführten Gespräche und Korrespondenzen mit meist bisher unveröffentlichten Bildern und Dokumenten, was im Passauer Gerichtsgefängnis geschehen ist, wie der Abtransport im Regensburger Omnibus in das KZ Dachau erfolgte – von der Ankunft bis zu den Entlassungen und der Heimreise. Sie geht auf die weitere Entwicklung (»Entjudung«, Auswanderung, Deportationen) und die Situation derjenigen ein, die den Deportationen entgangen sind. Die vielen Anmerkungen mit zusätzlichen biografischen Informationen stören etwas den Lesefluss.

In einem weiteren Kapitel wird auf den Umgang der Nachkriegsjustiz mit den Tätern hingewiesen. Im Zentrum steht das letztlich eingestellte Strafverfahren gegen den Passauer Oberbürgermeister und NSDAP-Kreisleiter Max Moosbauer. Anschließend geht es um den Wiederaufbau und »In Memoriam« um die Erinnerungspolitik bis hin zur Verlegung von Stolpersteinen. Ein Orts-, Personen-, Bilder- und Dokumentenverzeichnis runden den aufklärenden Band ab. An dessen Ende stehen eine Liste ausgewählter Veröffentlichungen und Konferenzbeiträge sowie eine kurze Biografie der Autorin.

Kurt Schilde
Berlin/Potsdam

Antisemitismus und Vertrauen



Stefanie Fischer

Ökonomisches Vertrauen und antisemitische Gewalt. Jüdische Viehhändler in Mittelfranken 1919–1939

Reihe: Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden (für die Stiftung Institut für die Geschichte der deutschen Juden hrsg. von Andreas Brämer und Miriam Rürup), Bd. 42, Göttingen: Wallstein Verlag, 2014, 368 S., Ill., € 34,90

Der Untertitel »Jüdische Viehhändler in Mittelfranken« signalisiert auf den ersten Blick ein wissenschaftliches Randthema. Doch liegt er im Trend regionalhistorischer Jewish Studies, deren Anfänge mit Namen wie Monika Richarz, Utz Jeggle, Uri R. Kaufmann und Monica Kingreen verbunden sind und die weiter an Bedeutung gewinnen: Die Dissertationsstudie von Stefanie Fischer, derzeit tätig am Zentrum Jüdische Studien Berlin-Brandenburg, zeichnete die Wiener Library (London) mit dem Ernst Fraenkel Prize in Contemporary History 2012 (Kategorie B) aus.

Auch weil andere Berufswege lange Zeit verschlossen blieben, zählt der Viehhandel zu den ältesten jüdischen Erwerbszweigen in Deutschland und Europa. Infolge erzwungener Fluktuation waren jüdische Viehhändler bis in die Städte überregional vernetzt. Bis zur NS-Machtübernahme und darüber hinaus gehörten sie zu den wichtigsten Akteuren der Viehwirtschaft und somit der Agrargesellschaft im Kaiserreich und der Weimarer Republik; sie sicherten Arbeitsplätze in strukturschwachen Regionen und trieben gemeinsam mit fortschrittlichen Bauern Modernisierungsprozesse voran. Wie die Bauernschaft umfasste auch die Berufsgruppe der Viehhändler verschiedene soziale Schichten: vom Großkaufmann bis zum kleinen Vermittler auf Viehmärkten, dem »Schmuser«, wie es im fränkisch-jiddisch-lachoudischen Sprachgebrauch heißt. Das sensible Geschäft mit Lebendvieh festigte über Jahrzehnte hinweg ökonomische und soziale Vertrauensbeziehungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Handelspartnern und Nachbarschaften. Stefanie Fischers Studie beleuchtet erstmals diese Beziehungsgeflechte und ihre Tragfähigkeit im Kontext eines auch im ländlichen Raum als »kultureller Code« (Shulamit Volkov) wirkenden Antisemitismus und seiner singulären Steigerung im rassistisch-eliminatorischen Nationalsozialismus.

Mit dem nordbayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken wählte die Autorin eine Untersuchungsregion, die sowohl zu den

Zentren der deutschen Vieh- und Fleischwirtschaft gehört(e) als auch einen hohen Anteil an jüdischen Landgemeinden aufwies. Vor allem aber ergab die bisherige Forschung, dass der Nationalsozialismus in Mittelfranken vielerorts überproportional Fuß fasste; Frankens NSDAP-Gauleiter Julius Streicher, dessen Hetzblatt *Der Stürmer* bis in die entlegensten Dörfer Frankens verbreitet wurde, residierte in Mittelfrankens Metropole Nürnberg, berüchtigt als Stadt der NS-Rassengesetze und der »Reichsparteitage«. Die These der Autorin, dass eine protestantische Prägung wie die Mittelfrankens für den Nationalsozialismus anfälliger machte als die katholische, bedarf allerdings noch weiterer regional- und lokalhistorischer Forschungen.

Die Studie beschäftigt sich intensiv mit Leben und Alltag fränkisch-jüdischer Viehhändlerfamilien und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Erinnerungsarbeit für den ländlichen Raum. Zum anderen dokumentiert sie, dass die »Wirkungsmacht von prozessbasiertem Vertrauen« (Fischer) rassistischer NS-Propaganda – die unter anderem das ländliche Ressentiment vom »betrügerischen«, »nomadischen« »jüdischen Viehhändler« als Gegenentwurf zum »braven«, »erdverbundenen« »arischen Bauern« reaktivierte (selbstverständlich gab es nichtjüdische Viehhändler ebenso wie als Händler/-innen tätige Bauern und Bäuerinnen) – durchaus standhielt. Physische Gewalt gegen jüdische Viehhändler während der Ausübung ihres Geschäfts und eskalierende Ausgrenzungsstrategien lokaler NS-Behörden, in deren Visier auch nichtjüdische Handelspartner, als »Judenknechte« diffamiert, gerieten, drängten die Handelsbeziehungen von den öffentlichen Viehmärkten in den Stall ab, ohne sie völlig einzudämmen. Das NS-Berufsverbot gegen jüdische Viehhändler 1938 vollzog faktisch die »Arisierung« des Viehhändlerberufs; der »jüdische Viehhändler« wurde zum »arischen Viehverteiler«. Ein weiterer Befund der Studie mag manche Leser/-innen überraschen: In der kleinbürgerlich-mittelständisch geprägten mittelfränkischen NSDAP waren Bauern – die primären Handelspartner jüdischer Viehhändler – im Reichsschnitt unterproportional vertreten. Ob die Gründe auch in lokalen jüdisch-nichtjüdischen Vertrauensbeziehungen zu suchen sind, kann nur mittels weiterer Forschungen, die die Bauernschaft mehr in den Fokus stellt, geklärt werden.

Die Themen der bei aller Detailliertheit gut lesbaren akademischen Studie sollten durch Lehre, Bildung und Unterricht der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden.

Birgit Seemann
Frankfurt am Main

Rassismuskritik und Solidarität



Anne Broden, Paul Mecheril (Hrsg.)
Solidarität in der Migrationsgesellschaft.
Befragung einer normativen Grundlage
Bielefeld: transcript Verlag, 2014, 198 S.,
€ 27,99

Der Sammelband baut inhaltlich auf den Ergebnissen einer zweiteiligen Tagung auf.

Die erste hatte eine rassismuskritische Grundlage, Gegenstand der zweiten war das Thema Solidarität in der migrationspädagogischen Praxis.

In der Einleitung beschreiben Broden und Mecheril die bundesdeutschen Migrationsdiskurse der letzten Jahrzehnte und formulieren ihre Definition von Rassismuskritik und Solidarität. Rassismuskritik macht demzufolge darauf aufmerksam, »in welcher Weise, unter welchen Bedingungen und mit welchen Konsequenzen Selbstverständnisse und Handlungsweisen von Gruppen, Institutionen und Strukturen durch Rassismen in der Migrationsgesellschaft vermittelt sind und diese stärken« (S. 12). Ihnen zufolge führt dies zur Verhinderung von Gewalt sowie zum Verzicht auf rassistisches Handeln und Denken. Unter Solidarität verstehen sie aktives, involviertes Engagement von Akteuren, beispielsweise die Auseinandersetzung mit Behörden bei der Unterstützung von Asylsuchenden. Dabei handelt es sich gleichzeitig um eine »Praxis der Kritik« (S. 14), die gesellschaftliche Verhältnisse anprangert und auf ihre Veränderung abzielt.

Im ersten Teil beleuchtet zunächst Micha Brumlik aus einer historisch-postkolonialen Perspektive zwei wichtige Denker der Aufklärung und des Idealismus, Kant und Hegel. Beide prägten die Geschichte der Vernunft und Menschenrechte, gleichzeitig legten sie jedoch die Basis bis heute wirkmächtiger Rassismen. Brumlik fragt, wie aus einer rassismuskritischen Perspektive mit diesen Widersprüchen umzugehen sei. Er spricht sich dafür aus, das progressive Denken der Aufklärer nicht aufzugeben und ihre Philosophie von »zeitbedingten Verzerrungen, Wahrnehmungsstörungen [und] schlicht falschen Überlegungen« (S. 34) abzugrenzen. Astrid Messerschmidt konkretisiert in ihrem Beitrag den Umgang mit der Gleichzeitigkeit von Rassismus und Aufklärung und fordert, »die inneren Brüche *innerhalb* der Konzepte und der historischen Praktiken von Aufklärung und Vernunft wahrzunehmen und immanente Kritik zu üben« (S. 38). Mit Bezug auf Adorno formuliert sie eine Kritik der Bildung und des Rassismus, die die Selbstreflexion des Akteurs in den Mittelpunkt stellt. Wenn Akteure wahrnehmen,

dass sie sich in rassistisch-vergesellschafteten Strukturen bewegen (sei es privilegiert oder diskriminiert), ermöglicht die Analyse und Auseinandersetzung schließlich die Kritik der Verhältnisse. Dies erfordert neben dem kritischen Gebrauch rassistisch konnotierter Sprache die Reflektion der Auswirkungen des Kolonialismus und Nationalsozialismus für die Gegenwart. Auf der Grundlage dieser Prämisse plädiert Messerschmidt dafür, in der pädagogischen Praxis die Widersprüchlichkeiten aufzuzeigen und die Position der eigenen Involviertheit und Abhängigkeit in rassistischen Strukturen kenntlich zu machen.

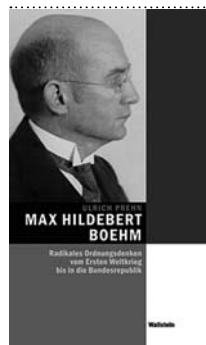
Mark Schrödter geht der Frage nach, ob Weiße überhaupt Rassismuskritik üben sollten, wie es immer wieder innerhalb der Critical Whiteness Studies postuliert wird. Der Autor beleuchtet verschiedene Faktoren der subjektiven Erfahrungen (privilegierter) WissenschaftlerInnen, die für die Forschung relevant seien und in verschiedene Formen der Repräsentation münden können: Hierbei ist für ihn letztlich nur die Form der Repräsentation, welche die Darstellung der Darstellung (»Minoritäten *gelten als* so und so« (S. 64)) untersucht, unproblematisch; Versuche der Darstellung von sogenannten Minderheiten oder sogar deren Vertretung sind dagegen zu kritisieren. Ähnlich zeigt Paul Mecheril die Problematik vermeintlich objektiver Wissenschaft auf und fordert, etwa nicht nur Ungleichheit zu beschreiben, sondern die gesellschaftlichen Verhältnisse, die diese bedingen, sichtbar zu machen. Aus Sicht der Wissenschaften wird ihm zufolge solidarisch gehandelt, wenn etwa Praktiken der Exklusion oder Notlagen erforscht werden.

Die Beiträge im zweiten Teil vertiefen den Begriff der Solidarität, zum Beispiel mit Blick auf Solidarität in Bildungsinstitutionen gegenüber benachteiligten Jugendlichen, mit der Begriffsgeschichte und verschiedenen Grundlagen, mit Integration und Solidarität unter MigrantInnen, in der Auseinandersetzung mit dem Konzept des Verbündet-Seins sowie der Frage, ob es sich bei der Europäischen Union auch um eine Solidargemeinschaft für Roma handle.

Der Sammelband bietet einen Einstieg für die verschiedenen Themen, vor allem aufgrund der Thematisierung des Begriffs der Solidarität aus verschiedenen spannenden Perspektiven. Dennoch scheinen der erste und zweite Teil nicht in Relation zueinander zu stehen: Wieso Mecherils Beitrag, der hauptsächlich die Solidarität zum Gegenstand hat, sich im ersten Teil befindet, ist schwer nachvollziehbar. Ebenso gelingt die Verknüpfung der beiden Teile und Themen nur unzureichend. So wäre eine stringenter Kontextualisierung der Themen Rassismuskritik und Solidarität in der (Migrations-)Gesellschaft für ein solches Buchprojekt, die der vorliegende Band zwar in den einzelnen Kapiteln, in der Gesamtbetrachtung jedoch nur ansatzweise aufzeigt, ein Gewinn für aktuelle politische Debatten.

Florian Zabransky
Frankfurt am Main

Ein Europa der Völker



Ulrich Pohn

Max Hildebert Boehm.

Radikales Ordnungsdenken vom Ersten Weltkrieg bis in die Bundesrepublik

Göttingen: Wallstein Verlag, 2013, 576 S., € 42,-

Ulrich Pohns umfassende und überaus gründliche Arbeit gilt dem einzigen deutschen oder europäischen Forscher, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts versucht hat, eine Theorie zu begründen, deren Ausgangspunkt und zentrale Kategorie das »Volk« ist; die als ethnische »Volkstheorie« in der Absolutsetzung des Volkes die Frontstellung gegen den bürgerlichen Staat intendierte und damit den Beginn der sich neben der Staatsrechtslehre in den 1930er Jahren herausbildenden »Volkswissenschaften« markierte. Als praktische Konsequenz eines organischen Volksbegriffs folgte naturgemäß die Ablehnung des Staatsbürgerbegriffs. Zudem standen offene Begriffe wie »Volk« und »Gemeinschaft« nach 1933 als Begriffshüllen zur Verfügung. Es ist das zweifelhafte Verdienst von Denkern wie Boehm, Wilhelm Stapel und Edgar Julius Jung, diese Begriffe vor 1933 geprägt und sie im akademischen Kontext etabliert zu haben.

Boehm lieferte durch seine immense publizistische Produktion einen bedeutenden Beitrag zur Ideologie von der »geistigen Mobilmachung der Volksgemeinschaft«. Sein Werk *Der Bürger im Kreuzfeuer* (1933), das in expliziter Auseinandersetzung mit Ernst Jünger entstand und zunächst als Ehrenrettung des Bürgers gegen Jüngers völkische Auffassung des Arbeiters anmutet, projiziert ebenso wie Jünger einen »Abwehrkampf des deutschen Volkes« und deutet damit zusammenhängend Böhm's Lebensthema an: die Erforschung der Problematik der nationalen Minderheiten und »Volkgruppen«, nach deren Einbettung in eine »Volkstheorie« Böhm's Arbeiten als »magische Formeln« zur Stiftung einer deutschen Kollektividentität fungierten. Volksgemeinschaft erscheint als eine Vision, die internationale Ordnung der Nationen aufzusprengen und die Grundlage für ein Neuordnungsszenario zu liefern. Boehm prägte den Begriff der »Dissimilation« und erblickte im Zionismus einen vermeintlichen Bündnispartner. Der mit Lob überhäufte Martin Buber verwahrte sich jedoch ausdrücklich gegen die Vereinnahmung der zionistischen Bewegung.

In seinem Hauptwerk *Das eigenständige Volk* von 1932 formulierte Boehm das kontinuierliche Moment seines Denkens: eine europäische Ordnung unter deutscher Führung. Ein Exemplar ließ er 1933 mit freundlicher Widmung an Adolf Hitler übersenden.

Etwaige Differenzen zum Rasse-Begriff des NS sowie die späteren Angriffe, denen er teilweise ausgesetzt war, belegen letztlich nicht die Inkompatibilität Boehms mit dem NS, sondern zeigen vielmehr, wie sich die intellektuellen Grabenkämpfe in den nationalsozialistischen Racket-Strukturen konkret ausnahmen und wie ideologische Überzeugungen und Karrierismus in der akademischen Sphäre miteinander versponnen waren. Da diese Auseinandersetzungen nicht auf begrifflich-analytischer Ebene geführt wurden, sondern sich auf rassisch-mythischen Scheindifferenzen begründeten, bezogen sich die Angriffe weniger auf sein Werk, das freilich auch eifrige Befürworter unter den Nazis fand, sondern auf ihn als Person, als Konkurrenten. Immerhin hatte dieser Konkurrent bereits 1932 einen Ruf an die Universität Jena erhalten, wo er den eigens für ihn eingerichteten Lehrstuhl für »Volkstheorie« innehatte.

Da Boehm seine Vorstellungen stets als anwendungsorientiert verstand, hatte er diverse beratende Funktionen während des NS inne, vor allem in der Ostpolitik. Teilweise abweichende Positionen zum »Umvolkungsprozess« des Ostens zeigen Boehm, der entgegen seinen früheren Positionen verstärkt für eine Assimilationsförderung der Polen eintritt, als Pragmatiker. Ulrich Prehn macht dabei deutlich, dass sich derartige Interventionen lediglich für die Stabilität des »Dritten Reichs«, das die Führung in der künftigen europäischen Völkerordnung zu übernehmen habe, einsetzten. Sein »mäßiges« Wirken klammerte die Juden aus und vertrat weiterhin die Idee der »biologisch unterbauten Völkerplanung« (S. 384).

Dennoch stilisierte er sich nach dem Krieg schlichtweg zum Opfer, das sich durch seine Anschauungen stets »am Rande des KZ« (S. 359) befunden habe. Obgleich heute weitgehend vergessen, darf der im Vergleich zu Carl Schmitt oder Ernst Jünger tatsächlich als »Mann der zweiten Reihe« erscheinende Boehm in seiner Wirkung nicht unterschätzt werden. Prehn verdeutlicht, wie durch das Liefern von Leitvokabeln, Grundannahmen und Theoremen intellektuelle Außenseiter *zugleich* einflussreiche Denker und Wissenschaftler waren. So zählte Boehm zu den »wichtigsten Produzenten und Akkumulatoren einer deutschen ›Volkstums‹-Ideologie, also zu den radikalen Verfechtern einer im Kern gegen Rationalismus, Aufklärung, Demokratie sowie gegen jegliche (ethnische und soziale) Gleichheitsgrundsätze gerichteten, von einem Übermaß an nationalem ›Sendungsbewusstsein‹ getragenen ›Idee vom deutschen Volk«« (S. 467).

Protegiert von Bundespräsident Theodor Heuss, konnte Boehm über 1945 hinaus zumindest an seine antibolschewistische Stoßrichtung anknüpfen. Es blieb von seinem Denken die Vorstellung eines »Europas der Völker«, das entgegen einem »Europa der Staaten« nach Charles de Gaulle (S. 443) eine weitestgehend pazifizierte Variation seiner früheren Arbeit darstellte. Hauptsächlich sollte Europa nicht zum »Satelliten Amerikas« werden. (S. 446)

Fabian Weber
München

Zur Vorgeschichte der Antisemitismusforschung



**Hans-Joachim Hahn,
Olaf Kistenmacher (Hrsg.)**

*Beschreibungsversuche der
Judenfeindschaft. Zur Geschichte der
Antisemitismusforschung vor 1944*

Berlin: De Gruyter, 2014, 486 S., € 99,95

Obgleich sich die Antisemitismusforschung erst in den 1940er Jahren als akademische Disziplin konstituierte, gilt diese Datierung nicht generell für die Antisemitismustheorie. Die Verortung ihrer Entstehung im 20. Jahrhundert wird im jüngst erschienenen Sammelband vielmehr als »Mythos« (S. 172) zurückgewiesen, und »die teils verschüttete Vorgeschichte« (S. 2) der Disziplin soll ausgegraben werden.

Der »ideengeschichtliche Ort« (S. 49) der Entstehung der Antisemitismustheorien sei, so argumentieren Jan Weyand und Klaus Holz, bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert in den im Lichte der Aufklärung stehenden Debatten um die Judenemanzipation zu finden. Christian Konrad Wilhelm von Dohm habe als erster Intellektueller die »Judenfrage« als eine Antisemitenfrage interpretiert und damit den Paradigmenwechsel eingeleitet, der für heutige Erklärungsversuche konstitutiv sei. Darin bestehe Dohms »Stärke und bleibende Bedeutung« (S. 65).

Auch die folgenden Beiträge betrachten die Entwicklung der Antisemitismustheorie im Kontext öffentlicher antisemitischer Debatten. Die sich gegen den »wissenschaftlichen Antisemitismus« (S. 8) regenden Formen »intellektueller jüdischer Selbstbehauptung« (S. 87) durch Saul Ascher, Sigmund Zimmern, Michael Hess, Immanuel Wolf, Leopold Zunz und David Kaufmann sind ebenso Gegenstand wie die Beschreibungsversuche des Antisemitismus aus den zwischen Zionismus und Orthodoxie changierenden Perspektiven jüdischer Identität bei Nathan Birnbaum und Isaac Breuer.

Der Aufsatz von Marcel Stoetzler demonstriert, dass die ideengeschichtliche Rekonstruktion auch für die gegenwärtige Forschung relevant ist. Stoetzler diskutiert Moritz Lazarus' liberale Kritik an Heinrich von Treitschke und führt aus, dass das Wissen um die Unfähigkeit der liberalen Gesellschaft, den Nationalsozialismus zu verhindern, mittlerweile aus dem Gedächtnis verschwunden sei. Daher können deren »Überbleibsel und die nächsten Verwandten ihrer progressiven Elemente als taufrische, aufregend nackte Unschuld vermarktet werden« (S. 116). Stoetzler resümiert, dass selbstreflexive Aufklärung den Liberalismus an seinen attraktivsten Vertretern kritisieren müsse, »um seine emanzipatorischen Impulse vor der Reaktion zu verteidigen, und vor sich selbst« (S. 120).

Weitere Beiträge behandeln die ersten soziologischen Erklärungsversuche des Antisemitismus unter anderem bei Norbert Elias sowie bei Fritz Bernstein und werfen kein gutes Licht auf die Disziplin und ihre gruppensoziologische Ausrichtung. Antisemitismusforschung sei »innerhalb des soziologischen Wissenskanons eine randständige Erscheinung geblieben« (S. 388), so Bodo Kahmann, der zugleich die vom Postulat der Werturteilsfreiheit geprägte Tendenz kritisiert, »Antisemitismus als ein spezifisches Problem der Juden zu begreifen« (S. 390). Isaac Breuer und Eduard Fuchs haben, wie die Beiträge von David Jünger und Ole Frahm dokumentieren, den Antisemitismus weit- aus präziser als »Hass auf die ›Idee der Menschheit‹« (S. 248) gedeutet.

Der Beitrag von Holz und Weyand wirkt im Sammelband leider deplatziert. Vordergründig um eine historische Typologie der Antisemitismustheorien bemüht, wird auch der eigene wissenssoziologische Ansatz untergebracht, der sich im Rahmen dieses Bandes allerdings nicht diskutieren lässt. Dass der Antisemitismus unter »gruppenbezogenen Stereotypen« (S. 187) zu subsumieren und über die antisemitische Semantik mit ihrer »Figur des Dritten« (S. 174) zu analysieren sei, ist keinesfalls unumstritten.

Der herausragende Aufsatz von Christine Achinger schlussfolgert trotzdem, dass »die unhistorische Binarität von ›Selbst‹ und ›Anderem‹ ein zu einfaches Modell darstellt« (S. 233). Vielmehr könne eine als Gesellschaftskritik betriebene Soziologie den Antisemitismus begreifen, ohne ihn als eine diskursive Konstruktion zu beschreiben. Ihr Beitrag diskutiert den Zusammenhang von Misogynie, Antisemitismus und Moderne am Beispiel Otto Weiningers, dessen Werk *Geschlecht und Charakter* als »antisemitischer Text und zugleich eine Theorie des Antisemitismus« (S. 210) eingeführt wird. In einer »eigen- tümlichen Mischung aus Scharfsicht und Verblendung« (S. 210) sei es eine »verzweifelte Reaktion auf die Antinomien der kapitalistischen Moderne« (S. 231), in der »Hyperrationalismus und Irrationalismus als Kehrseiten derselben Medaille« (S. 232) zu begreifen sind.

Abgerundet wird der Sammelband durch die Diskussion von Antisemitismustheorien außerhalb des deutschsprachigen Raums. So erinnert Sebastian Voigt an Bernard Lazares Interventionen gegen den Antisemitismus in Frankreich, Elisabeth Gallas bespricht die sich ebenfalls als Abwehrkampf verstehende beginnende Antisemitismusforschung in den USA, und Olaf Kistenmacher stellt Leo Trotzki, Emma Goldmans, Alexandra und Franz Pfemferts und Alexander Berkmans linke Kritik am Antisemitismus in den eigenen Reihen vor.

Auch wenn der Band erst am Anfang eines gegenwärtig beginnenden Interesses an »einer umfassenderen Geschichtsschreibung der Antisemitismustheorien« (S. 16) steht, leistet er weit mehr, als »nur auf ein Forschungsdesiderat aufmerksam zu machen« (S. 23). Tatsächlich ist dem Gründungsmythos der Antisemitismusforschung eine erste Aufklärung widerfahren.

Nico Bobka
Frankfurt am Main

Wirkungsmacht rassistischer Sprache



**Gudrun Hentges, Kristina Nottbohm,
Mechthild M. Jansen, Jamila Adamou
(Hrsg.)**

Sprache – Macht – Rassismus
Berlin: Metropol Verlag, 2014, 376 S.,
€ 22,-

Sprache als soziale Praxis dient im Allgemeinen der Kommunikation, dem Informationsaustausch, der Beschreibung, der Beurteilung von Menschen, Dingen, Ereignissen und Situationen. Im Akt des Sprechens konstruieren sich soziale Wirklichkeit und die Ordnung der Dinge. Durch Attribuierungen, Aufwertungen und Abwertungen, Vergleiche mit einer Normativität, deren Ursprung als Wertmaßstab a priori gesetzt wird, gestaltet sich Sprechen als soziale Handlung. Beurteilungen, Zuweisungen, konstruierte Ordnungen von oben und unten erfahren durch kommunikative Handlungsprozesse eine performative Dimension. Im Akt des Sprechens manifestiert sich die verbalisierte Konstruktion des »Anderen«.

In der Konstruktion des »Anderen« – Othering – vollzieht der Akteur eine polarisierende Selbstpositionierung, die stets in ein *Ich* und der *Anderer* oder *Wir* und die *Anderen* unterteilt ist. Welche Bedeutung der Sprache im Prozess des Othering zukommt, zeigen aktuelle Beispiele: Im Dezember 2014 forderte der CSU-Vorstand in seinem Leitantrag für den Parteitag, Zuwanderer sollten nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch in der Familie dazu angehalten werden, deutsch zu sprechen. Erinnert sei auch daran, dass die neonazistischen Morde der NSU in deutschen Tageszeitungen als »Döner-Morde« bezeichnet und somit entindividualisiert, ethnisiert und verharmlost wurden.

Die Herausgeberinnen gehen davon aus, dass »Sprache ein wesentlicher Bestandteil verschiedener Rassismen« (S. 7) ist und daher die Analyse von Sprache einen bedeutsamen Beitrag zum Verständnis von Rassismen leisten kann. »Zentrale Fragen des umfangreichen Sammelbandes sind etwa: Wie werden Rassismen sprachlich reproduziert, verfestigt und legitimiert? Welches Wissen wird transportiert (z. B. im Kolonialrassismus)? Wer spricht und wer wird gehört? Wer definiert, was verletzend ist oder nicht?« (S. 9)

Sie stellen die Frage, »wie über Sprache bzw. bestimmte Sprechweisen Deutungshoheit erlangt und eine Machtposition aufrechterhalten und legitimiert werden oder [...] wie symbolische Macht bzw. Gewalt ausgeübt werden kann« (S. 8).

Die Autor/-innen betonen die Bedeutung der Sprache als Transportmittel von Wissen, Macht und symbolischer Gewalt.

Bezugnehmend auf Judith Butlers Arbeiten (*Excitable Speech. A Politics of the Performative*, 1997) plädieren sie dafür, zu untersuchen, »wie Sprache verletzend sein kann, aber auch, welche Möglichkeiten sich hieraus für die Umdeutungsprozesse ergeben« (S. 7).

Der Band gliedert sich in vier Themenbereiche. Das erste Kapitel ist dem Thema Rassismus und Wissen(schaften) gewidmet. Ansätze postkolonialer »(Sozial-)Wissenschaften« stehen im Zentrum der Betrachtungen. Den zweiten Themenschwerpunkt bilden die Auseinandersetzungen über die Verflechtungen zwischen Kolonialismus und Rassismus. Im dritten Themenbereich, Rassismus der Eliten, fokussieren die Autor/-innen aktuelle rassistische Diskurse. Beobachtungen des Alltagsrassismus sind Gegenstand des vierten Kapitels.

Die Autorinnen und Autoren liefern eine Analyse zur Dialektik zwischen Legitimierung von Unterdrückung und Sprache. In der Logik des Sprechaktes als sozialer Handlung wird rassistisches Sprechen als rassistischer Akt verstanden. Ebenso werden die Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die ihren speziellen Niederschlag in Sprache finden, herausgearbeitet. Ferner bieten die Autoren und Autorinnen rassistuskritische Diskursanalysen anhand ausgewählter Texte. Deutlich zum Vorschein kommen hierbei die Legitimation von Herrschaft und die Privilegierung der Herrschenden durch unterschiedliche Rassismen. Im Sinne der *Critical Whiteness Studies* wird ein Paradigmenwechsel vollzogen, indem der – bislang wenig beachteten – Frage nach den Auswirkungen rassistischer Ideen und Praxis auf Nicht-Schwarze nachgegangen wird.

Exemplarisch sollen im Folgenden zwei Beiträge diskutiert werden: Die Anglistin und Afrikawissenschaftlerin Susan Arndt behandelt zur intellektuellen Erfassung von Rassismus die Fragen: »Wer hat Rassismus wann, warum und wie erfunden? Aber auch: Wer profitiert vom Rassismus und wird durch ihn privilegiert – und wer nicht?« (S. 19) Arndt beantwortet die Frage nach dem Wer mit »Weiße [...] Europa« (ebd.) und die Frage nach dem Wann mit »16. und frühen 17. Jahrhundert« (ebd.). Sie verortet allerdings deren Ursprünge in der Antike. Um eine moralische Vereinbarkeit von Genozid, Verschleppung, Versklavung und Raub von Land und Eigentum mit den Idealen des Humanismus herstellen zu können, bedurfte es einer Theorie, die all das Böse rechtfertigte. In Analogie zum Tier- und Pflanzenreich wurde die Kategorie »Rasse« auf Menschen übertragen. »Menschenrassen« wurden erfunden, um zu postulieren, dass es zum einen Menschen gab, und zwar seien dies die Weißen, und zum anderen die »Anderen«, die nicht-weiß waren und bestenfalls Fast-Menschen. [...] Im Kern geht es dem Rassismus darum, die »weiße Rasse« mitsamt dem Christentum, das dem Weißsein inhärent verstanden wird, als vermeintlich naturgegebene Norm(alität) hinzustellen, um eigene Ansprüche auf Herrschaft, Macht und Privilegien zu legitimieren und zu sichern.«

(S. 20) Arndt arbeitet deutlich heraus, wie prägend der Rassismus für die weiße Wissensgesellschaft war. In der Zeit der Aufklärung fanden die wissenschaftlichen Bemühungen um eine Rechtfertigung der Überlegenheit der »Weißen« ihren Höhepunkt. Jene Vorstellungen, die die Überlegenheit des *weißen Mannes* postulierten, prägten das Weltbild von Männern wie David Hume, Voltaire und Immanuel Kant. So zitiert Arndt aus dem Spätwerk Kants: »Alle racen werden ausgerottet werden (Amerikaner und N.¹ können sich nicht selbst regieren. Dienen als nur zum Sklaven), nur nicht die Weißen.« (S. 28) Seine niederträchtige Wirkung hinterließ der Rassismus und Antisemitismus in genozidaler Singularität während des Nationalsozialismus durch die Ausrottung europäischer Jüdinnen und Juden sowie Hunderttausender Sinti und Roma. Arndt fordert daher, »Rassismus als ›komplexes Netzwerk‹ anzuerkennen, das Strukturen und Wissen produziert hat und somit Menschen sozialisiert und prägt« (S. 11). Die Autorin betont, dass Rassismus auch über die Zeit des Kolonialismus als Machtsystem fortbesteht und diese wie keine andere gesellschaftliche Strukturen und gewaltvolles

1 N. wird abgekürzt und steht für das rassistische Wort »Neger«.

Christlich-jüdischer Dialog
Medien - Materialien - Informationen

ImDialog. Evangelischer Arbeitskreis
für das christlich-jüdische Gespräch
in Hessen und Nassau



www.ImDialog.org

**Predigthilfen • Gottesdienstideen •
Materialien für Schule und Gemeinde**



zum Download für 3 bis 9 €
in unserem Online-Shop



www.imdialog-shop.org

Ausstellungen zum Ausleihen:

- **Luthers Sündenfall gegenüber den Juden**
- **Die Bibel. Buch der Juden, Buch der Christen**
- **Stationen des Antijudaismus**
- **Jüdische Feste und Riten**
- **Stationen des Holocaust**



www.ausstellungen.imdialog.org

Handeln tradiere. Demnach habe der Rassismus »ein Erbe hinterlassen, das wir zunächst erst anerkennen müssen, bevor wir es ausschlagen können«. (S. 31)

Die Politikwissenschaftlerin Gudrun Hentges setzt sich im dritten Kapitel mit dem Rassismus der Eliten im heutigen Deutschland auseinander. In ihrem Beitrag »Zwischen ›Rasse‹ und Klasse« resümiert sie Thilo Sarrazins Hypothesen und unterwirft diese einer kritischen Betrachtung. In Anlehnung an Albert Memmis Rassismusbegriff geht sie der Frage nach, ob die von Sarrazin verbreitete Ideologie als rassistisch zu kategorisieren ist. Sie konstatiert, dass »Sarrazins Prämissen, Thesen und Argumente [...] dem Arsenal rassistischer Ideologien« (S. 194) entstammen. Damit stelle er sich in die Tradition der Eugenik und der Soziobiologie. Sarrazins Bezüge zur Eugenik und Soziobiologie gipfeln unter anderem in Behauptungen über die Existenz eines »Juden-Gens«. Diese Vorstellung wurzelt nach Kevin MacDonald in der uralten Vorstellung »eines rassistisch homogenen ›jüdischen Typus‹, der sich durch besondere Schlauheit und Raffinesse auszeichnet« (S. 211).

Nach dieser Prüfung diskutiert die Autorin die Verflechtungen zwischen Rassismus und Sexismus, Rassismus und Nationalsozialismus sowie die Implikationen von Rasse und Klasse im gegenwärtigen Rassismus der Eliten. Unter Verweis auf eine Emnid-Umfrage aus dem Jahr 2010, bei der jeder dritte Befragte die Aussage, »In Zeiten der Wirtschaftskrise können wir es uns nicht leisten, allen Menschen die gleichen Rechte zu garantieren«, und immerhin jeder fünfte Befragte der Formulierung, »In Zeiten der Wirtschaftskrise können wir uns nicht mehr erlauben, Minderheiten besonders zu achten und zu schützen«, zustimmte, rekapituliert die Politikwissenschaftlerin den Rassismus der Eliten und zeigt auf, welche Auswirkungen er auf den Alltagsrassismus hat.

Der Sammelband enthält weitere wertvolle diskursanalytische Beiträge, die einen tieferen Einblick in aktuelle Entwicklungen durch das Durchleuchten der verwendeten Argumentationsmuster erlauben. Besonders lehrreich trägt der Band zur Aufklärung des Implikationszusammenhangs zwischen Herrschaft und Sprache bei und leistet damit einen bedeutsamen Beitrag zur Analyse der Entwicklung und Wirkungsgewalt rassistischer Diskurse.

Türkân Kanbıçak
Pädagogisches Zentrum Frankfurt

Mehr als eine Unternehmensgeschichte



Wolfgang Hafer

Die anderen Mautners. Das Schicksal einer jüdischen Unternehmerfamilie

Berlin: Verlag Hentrich & Hentrich, 2014, 216 S., € 22,-

Was haben Max Reinhardt, Paul Felix Lazarsfeld und Arthur Schnitzler gemeinsam?

Sie alle spielen eine Rolle in dem beeindruckenden Buch von Wolfgang Hafer, welches das Schicksal einer bedeutsamen jüdischen Unternehmerfamilie der Vergessenheit entreißt. Während die Familienmitglieder der österreichischen Unternehmersdynastie Markhof Mautner im 19. Jahrhundert zum Katholizismus konvertierten, zum integralen Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens in Wien wurden und die NS-Zeit unbehelligt überstanden, hatten die »anderen Mautners« weniger Glück. Der Autor beschreibt aber nicht nur deren tragisches Schicksal, sondern öffnet die Tür zu einer faszinierenden Epoche deutsch-jüdischer Geschichte, in der seine familienbiografische Erzählung geradezu idealtypische Züge annimmt. In fünf Kapiteln (Aufstieg/Textilimperium/Ganz oben/Abstieg/Ende) zeichnet er ein facettenreiches Bild über mehrere Epochen und Generationen.

Isaac Mautner, Begründer der Unternehmersdynastie, war strenggläubiger Vorsitzender der jüdischen Gemeinde im ostböhmisches Náchod. 1848 machte er sich selbstständig, indem er Hausweber mit Material belieferte und deren fertige Produkte vermarktete. Als er 1901 starb, war der Ort zu einem Zentrum der böhmischen Textilindustrie geworden.

Ab 1867 setzte ein Wirtschaftsboom in der k.u.k. Monarchie ein, die materielle Basis dafür war der Ausbau des Eisenbahnnetzes. Begünstigend auf den Aufstieg wirkte die im gleichen Jahr verfügte rechtliche Gleichstellung der Juden in Österreich. Die Aufstiegs-geschichte der Mautners ist jedoch keine lineare Erfolgsgeschichte. Der amerikanische Bürgerkrieg und die damit verbundene Verknappung von Rohmaterial trafen das junge Unternehmen ebenso wie der Kurssturz an der Wiener Börse 1873.

In jungen Jahren beförderte Isaac seinen Sohn Isidor (1852–1930) zum Prokuristen der in Wien ansässigen Firma Isaac Mautner & Sohn. Unter Isidor Mautners Leitung expandierte das Unternehmen weiter. 1906 erfolgte die Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft und der Gang an die Börse unter dem neuen Namen Österreichische Textil AG. 1916 verfügte das größte Textilunternehmen auf dem Kontinent über 42 Betriebe und rund 23.000 Beschäftigte.

Ein Zentrum gesellschaftlichen Lebens in Wien wurde der Salon von Jenny Mautner, Isidors Ehefrau. Gut vierzig Jahre versammelten sich dort bedeutende Künstler. So erstaunt es, dass Jenny Mautners Salon in kulturgeschichtlichen Untersuchungen bisher kaum Beachtung fand. Zu den Gästen gehörten Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Richard Strauss, Gerhart Hauptmann und Max Reinhardt. Die Mautner'schen Sonntagssoiréen waren gutbürgerliche Veranstaltungen und belegen den entsprechenden Habitus.

Die Niederlage Österreichs im Ersten Weltkrieg erforderte eine Neustrukturierung des Konzerns, da zahlreiche Fabrikanlagen plötzlich im Ausland lagen. Es folgte die Konsolidierung durch Verlagerung der Konzernzentrale ins nunmehr tschechische Náchod. Die Bankenkrise Mitte der 1920er Jahre setzte auch dem Mautner'schen Unternehmen zu. Die Wiener Hausbank, der Mautner sein Geld anvertraut hatte, wurde 1926 liquidiert. Der Zusammenbruch der New Yorker Börse bedeutete den endgültigen Todesstoß für das Mautner'sche Fabrikunternehmen. Gegen Ende seines Lebens steht Isidor vor dem Scherbenhaufen seiner Lebensleistung.

Zu dem Firmenkonglomerat gehörte auch das 1925 erworbene Trumau-Marienthaler Textilunternehmen. Durch die Stilllegung der Anlage war mit einem Schlag eine ganze Gemeinde, die sich über die Zugehörigkeit zu einer Fabrik definierte, arbeitslos. In diesem Zusammenhang entstand die epochemachende Studie des Wiener Soziologen Lazarsfeld über »die Arbeitslosen von Marienthal«.

Isidors ältester Sohn, Stephan, wurde zwar von seinem Vater systematisch an das Unternehmen herangeführt, aber im Gegensatz zu seinem Vater, der rastlos am Ausbau des Firmenimperiums arbeitete, hatte er auch schriftstellerische und künstlerische Interessen. Sein Schicksal steht für das tragische Ende der Familiengeschichte. Hafer schildert die systematische Enteignungs- und Vertreibungs-politik in Österreich ab 1938 und die finanzielle Ausplünderung von Stephan Mautner und seiner Frau Else. Nach ihrer Auswanderung nach Ungarn glaubten sie sicher zu sein. Über das weitere Schicksal des Ehepaars nach dem Einmarsch der deutschen Truppen 1944 in Ungarn existierten unterschiedliche Familienerzählungen. Recherchen beim Fritz Bauer Institut und in Yad Vashem führten zu einem Ergebnis: Das »Auschwitz-Album« (Göttingen 2005), das jüdische Transporte aus Ungarn im Juni und Juli 1944 zeigt, gibt Aufschluss. Auf einem der Bilder ist ein kleiner Herr zu sehen: Stephan Mautner.

Der Autor lässt den Leser teilhaben an den Recherchen dieser außergewöhnlichen Familiengeschichte. Statt trockener faktenorientierter Historikernarration bedient er sich einer sprachlich empathischen Annäherung und manch bildhafter illustrativer Ausmalung. Wen das nicht stört, wird mit einem vielschichtigen Panorama deutsch-jüdischer Geschichte belohnt.

Martin Liepach
Pädagogisches Zentrum Frankfurt

»Eine Störung unter vielen«



Rico Behrens

Solange die sich im Klassenzimmer anständig benehmen. Politiklehrer/innen und ihr Umgang mit rechtsextremem Jugendkultur

Schwalbach am Taunus: Wochenschau Verlag, 2014, 256 S., € 29,80

Der Politikwissenschaftler Rico Behrens geht der Frage nach, wie Politiklehrer/-innen auf Erscheinungsformen »rechtsextremem Jugendkultur« reagieren. Ausgehend von seiner Wahrnehmung, dass sich die Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus auf die Entwicklung von präventiven Konzepten der Demokratiepädagogik konzentrierte, stellt Behrens die Auseinandersetzung mit rechtsextrem orientierten Jugendlichen in den Fokus seiner Arbeit. Als empirische Basis seiner nach dem Verfahren der Grounded Theory entwickelten Theorie zur Systematisierung und Beschreibung der Umgangsweisen dienen Behrens qualitative Einzelinterviews mit Politiklehrer/-innen, die an sächsischen Schulen tätig sind. Hohen Erkenntnisgewinn liefert dabei die von Behrens entwickelte Kategorie der »individuellen Bewährung«. Durch sie lässt sich ein Mechanismus eines sich selbst bestätigenden Handelns herausarbeiten. (S. 221) Mit dem gleichermaßen verblüffenden wie erhellenden Befund, dass trotz divergierender und einander widersprechender Handlungskonzepte die Bewertung der Befragten zu den von ihnen gewählten Handlungskonzepten überwiegend positiv ausfällt. Um dies nachvollziehen zu können, stellt der Autor die gewählten Handlungskonzepte in Bezug zu den ebenfalls von den Befragten selbst entworfenen Leitbildern von Schule. Je nach angenommener Zielsetzung und Aufgabenbeschreibung fällt die Bewertung der gewählten Handlungsstrategie als zu dem Aufgabenbereich passend und damit stimmig aus.

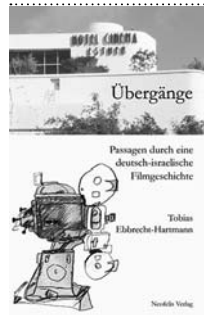
Behrens macht drei Handlungstypologien aus und ordnet sie wiederum drei Leitbildern von Schule zu: Die dem Buch den Titel gebende Strategie zeichnet sich im Wesentlichen dadurch aus, dass »Auseinandersetzungen vermieden« werden. Die Pädagog/-innen konzentrieren sich dabei auf das von ihnen formulierte Kerngeschäft von Schule: Erlangen von Abschlussqualifikationen. Sie fühlen sich nur bei groben Regelverstößen zu Sanktionen verpflichtet. (S. 98, 165) Fallen Schüler/-innen nicht mehr durch besonders provozierende Aussagen auf und achten insbesondere auf einen moderateren Kleidungsstil, stellt sich Zufriedenheit ein. Der Rückgang von Lehrer/-innen wahrgenommenen rechtsextremistischen

Verhaltensweisen wurde auch von den Vertreter/-innen der Linie »Auseinandersetzung suchen – klare Fronten schaffen« als Erfolg gewertet. Insgesamt schätzen diese ihre Einflussmöglichkeiten auf rechtsextreme Jugendliche etwas geringer ein. Dinge nicht einfach stehen lassen (S. 99) ist ein zentrales Moment dieser Strategie. Die Aufgabe von Schule wird in diesem Modell vor allem in der demokratischen Bildung (S. 166) gesehen. Im Fokus steht dabei immer die Wirkung der Intervention auf die Gesamtklasse. Als sich explizit den rechtsextremen Jugendlichen zuwendend nimmt Behrens die dritte von ihm kategorisierte Gruppe wahr. Die der Idee »Akzeptanz und Widerspruch« folgenden Lehrer/-innen sehen ihre Aufgabe vor allem darin, Jugendliche zu »erziehen und zu begleiten«. (S. 166) Die Herausforderung des Umgangs mit Rechtsextremismus wird in keiner der beschriebenen Herangehensweisen als ein besonderes Thema, das einer besonderen konzeptionellen Überlegung bedürfe, verstanden. Rechtsextremismus wirkt in den Aussagen der Interviewten wie eine Störung unter vielen möglichen Störungen eines geregelten Schulablaufs. Dabei scheint es zu ihrem Rollenverständnis zu gehören, dass Lehrer/-innen von sich erwarten, sie meistern zu können, ohne sich aus dem Konzept bringen zu lassen. Gelingt dies nicht, wird dies als persönliche Niederlage empfunden. In keiner der Schulen, die Interviews gewährten, wird ein von der Einrichtung als Ganzes formuliertes Handlungskonzept als richtunggebend erwähnt.

Behrens' Arbeit hat deskriptiven Charakter, und er bemüht sich um eine zurückhaltende Bewertung. Trotzdem wird deutlich, dass er den die Jugendlichen begleitenden Ansatz favorisiert. Behrens greift dabei die kritische Auseinandersetzung mit den Konzepten »akzeptierender Arbeit« auf und betont die Aufgabe der Irritation der rechtsextremen Argumentationsmuster. Er sollte dabei meines Erachtens die Erkenntnisse rassismuskritischer Bildungs- und Beratungsarbeit stärker berücksichtigen. Dass Lehrer/-innen in ihrem Bemühen, die rechtsextremen Weltbilder zu irritieren, selbst binäre Logiken aufgreifen und damit Rassismen reproduzierende Denkmuster anbieten, könnte so stärker wahrgenommen werden. Darüber hinaus empfiehlt sich ein etwas differenzierterer Blick in die verschiedenen in einem Klassenzimmer vorhandenen Positionen. Die von Behrens häufig verwandte Kategorie »Normaljugendliche«, die er pauschal rechtsextremen Jugendlichen entgegenstellt, erscheint wenig geeignet, die Realitäten in den Klassenzimmern der pluralen Migrationsgesellschaft wahrzunehmen. In der Gruppe der »nicht rechtsextremistischen Jugendlichen« lassen sich beispielsweise zustimmende, unentschiedene, kritische und potenziell Betroffenen-Perspektiven wahrnehmen.

Christa Kaletsch
Frankfurt am Main

Deutsch-israelische Filmgeschichte(n)



Tobias Ebbrecht-Hartmann
Übergänge. Passagen durch eine deutsch-israelische Filmgeschichte
Berlin: Neofelis Verlag, 2014, 300 S., zahlr. Abb., € 26,-

Ende letzten Jahres, und damit pünktlich zu dem in diesem Jahr anstehenden 50. Jahrestag der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Deutschland und Israel, ist dieser handliche Band im ambitionierten Berliner Neofelis Verlag erschienen. Die in ihm ausgebreiteten Filmgeschichten zwischen Deutschland und Israel entwickeln sich *auch* auf der Folie dieser Beziehungen, reichen aber weiter zurück, bis in die Zeit des vor-israelischen Kinos im britischen Mandatsgebiet Palästina.

Der Film- und Medienwissenschaftler Tobias Ebbrecht-Hartmann lehrt und forscht derzeit Film und German Studies an der Hebräischen Universität in Jerusalem. In dem vorliegenden Buch zeichnet er anhand von zahlreichen ausführlich erläuterten Filmbeispielen die deutsch-israelische Filmbeziehung nach und verortet die Filme in ihrem jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Kontext. In einleitenden Worten beschreibt er Filme als »ein Medium der Begegnung«, als Möglichkeit, »andere Lebenswelten kennenzulernen und die Perspektive eines anderen einzunehmen«, um »die eigene Position zu klären und den eigenen Standort aus anderer Perspektive zu betrachten«. In neun Kapiteln spürt er den Bezügen der geschichtsbelasteten Filmgeschichten nach und beschreibt die Filme als Transiträume, als Orte des Übergangs, in denen gesellschaftliche Prozesse und persönliche Wandlungen vorweggenommen und reflektiert werden. Dabei reicht sein Blick zurück bis zum »Anfang vor dem Anfang«, zu Oskar Messters *BILDER AUS PALÄSTINA* (D 1899), einer Bilderschau, die der deutsche Filmpionier während der Palästina-Reise von Kaiser Wilhelm II. aufgenommen hatte. Zwanzig Jahre später, so erfährt man, hatten solche Reisefilme aus Palästina Hochkonjunktur. In den 1920er Jahren begann eine Reihe zionistisch geprägter Filme damit, dem deutsch-jüdischen Publikum Leben und Aufbau in Palästina nahezubringen. Einer der ersten Filme dieses Genres war *THE RETURN OF ZION* (*SHIVAT ZION*, Palästina/D 1921) von Yaacov Ben Dov. In seiner Bildsprache bemerkenswert ist der von dem deutsch-jüdischen Filmemacher Helmar Lerski im Auftrag des Jüdischen Nationalfonds gedrehten zionistischen Werbefilm *AVODAH* (Palästina 1935).

Von den Reiseeindrücken eines »Kinos im werden« und den frühen zionistischen Propagandafilmen bis zu dem erst kürzlich in den hiesigen Programmkinos gezeigten Spielfilm *HANNAS REISE* (D/

IL 2013) der Berliner Regisseurin Julia von Heinz reicht die Palette der Filme, die in diesem Buch vorgestellt werden. Ein immer wiederkehrendes Motiv ist die Bearbeitung der traumatischen Erfahrung der Shoah und ihrer Folgen, ein Thema, dem sich verschiedene Generationen von Filmemachern aus unterschiedlichen Perspektiven widmen. So Erwin Leisers *EICHMANN UND DAS DRITTE REICH*, (CH/BRD 1961), der sich als einer von mehreren Filmen mit der Ergreifung Adolf Eichmanns und dessen Prozess in Jerusalem auseinandersetzt. Und die Filme, die sich mit der Traumatisierung der nachfolgenden Generationen beschäftigen, wie Andres Veiels Dokumentarfilm *BALAGAN* (D 1995), oder mit dem Fortwirken des Holocaust als trennendes und auch verbindendes Element der deutsch-israelischen Beziehungen, wie in Dominik Graf's Fernsehproduktion *BEI THEA* (BRD 1988).

Thematisiert werden auch die eher problematischen Filmbeziehungen Israels zur DDR. Interessant ist die Biografie des israelischen Regisseurs Dror Zahavi, der 1982 in die DDR ging, um an der Filmhochschule Babelsberg zu studieren. Heute lebt Zahavi in Berlin und dreht *TATORT* und andere Filme für das Deutsche Fernsehen. Bekannt wurde er durch seine Verfilmung der Biografie *MARCEL REICH-RANICKI: MEIN LEBEN* (D 2009) und den in Israel spielenden Kinofilm *ALLES FÜR MEINEN VATER* (SOF SHAVUA BE-TEL AVIV, D/IL 2008).

Hervorzuheben aus der Vielzahl der vorgestellten Filme sind noch zwei Dokumentarfilme von Vertretern der sogenannten »dritten Generation«. Beide waren in den letzten Jahren beim Publikum erfolgreich und wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet: In *DIE WOHNUNG* (HA-DIRA, IL/D 2011) von Arnon Goldfinger entschlüsselt der Regisseur die in der von seiner Großmutter hinterlassenen Wohnung eingekapselte Vergangenheit. Spuren der eigenen Familiengeschichte folgt auch die in Berlin lebende israelische Regisseurin Yael Reuveni in ihrem beeindruckenden Dokumentarfilm *SCHNEE VON GESTERN* (FAREWELL, HERR SCHWARZ, D/IL 2013).

Insgesamt finden in diesem kenntnisreichen Buch über 130 Filme Erwähnung. Zudem funktioniert es dank seiner anschaulichen Erklärung der Zugänge und der nachvollziehbaren Analyse der Filmsprache auch als eine Schule des Sehens und dient so als Anleitung zum selbstständigen Entschlüsseln nicht berücksichtigter Filme. Der Band enthält zahlreiche Abbildungen und ist mit einer Bibliografie und einem Filmregister ausgestattet. Letzteres hätte gerne etwas ausführlicher ausfallen dürfen. Die israelischen Filme sind dort nur in Lautschrift des hebräischen Originaltitels aufgeführt. Eine Angabe von Filmtitel, Originaltitel, Regisseur, Land und Erscheinungsjahr wäre an dieser Stelle wünschenswert gewesen. Ungeachtet dessen sei das Buch allen empfohlen, die sich für Film im Kontext deutsch-jüdischer und deutsch-israelischer Geschichte interessieren. Durch seine Verständlichkeit und Tiefe richtet es sich gleichermaßen an Einsteiger in die Thematik als auch an Film- und Fachhistoriker sowie Filmschaffende.

Werner Lott
Fritz Bauer Institut

Das Nazi-Filmerbe im Dokumentarfilm



VERBOTENE FILME –
DAS VERDRÄNGTE ERBE DES NAZI-KINOS
Ein Film von Felix Moeller,
Deutschland 2014, 94 Minuten, Produktion:
Blueprint Film Produktion, Vertrieb: Edition
Salzgeber, € 19,90, FSK: ab 6 Jahre

Die aufwendig für das Kino produzierte Filmdokumentation des Münchner Autors, Regisseurs und Produzenten Felix Moeller (*1965) über das angeblich »verdrängte Erbe des Nazi-Kinos« rennt offene Türen ein, denn die Diskussion darüber, wie mit dem schwierigen Erbe des NS-Films umgegangen werden soll, gibt es schon lange. Bereits ab Mitte der 1960er Jahre beschäftigte sich beispielsweise der Publizist und Regisseur Erwin Leiser (1923–1996) unter dem Titel *DEUTSCHLAND, ERWACHE!* (1968) auf kritische Weise mit der »Propaganda im Film des Dritten Reiches« (Buch und Film). Er setzte damit eine nicht mehr abreißende Debatte über Politik und Ästhetik des deutschen Films der NS-Zeit in Gang.

Der Filmautor kennt sich aus mit diesem »negativen Filmschatz« (Moeller), wie seine verschiedenen Bücher (*Der Filmminister – Goebbels und der Film im Dritten Reich*, 1998) und Filme (*HARLAN – IM SCHATTEN VON »JUD SÜSS«* 2008), aber auch seine Beratertätigkeit für verschiedene historische Spiel- und Dokumentarfilme (*DIE MACHT DER BILDER: LENI RIEFENSTAHL*, 1992/93; *NAPOLA*, 2004; *DIPLOMATIE*, 2014) zeigen. Unverständlich daher, warum im Titel seiner Dokumentation reißerisch von »verbotenen Filmen« die Rede ist, obwohl jeder Fachkundige weiß, dass dieses Verbot nicht existiert, sondern heute lediglich noch 40 Filme nur unter bestimmten Auflagen (Vorführung inkl. Vortrag und Diskussion) öffentlich gezeigt werden dürfen und als »Vorbehaltfilme« regen Zuspruch finden. Moeller verleiht damit diesem Kondensat manifester Propagandafilme eine zensorielle Giftschränk-Aura, die die Vertriebsfirma von einer »visuellen Reise zur dunklen Seite des Kinos« raunen lässt. Dazu passt dann auch das naturmetaphorisch gestaltete Filmplakat mit einer zentralperspektivischen Kameratotalen von Ackerfurchen, über denen ein schwarzer Gewitterhimmel dräut mit verschiedenen Titellokos bekannter Propagandafilme. Ist dies nun unbewusste Schollenmystik oder die grafisch auf den Punkt gebrachte NS-Ideologie der Verwandlung von Geschichte in Natur?

Moeller weist auch nicht darauf hin, dass die Zahl der »verbotenen Filme« recht willkürlich ist, lag sie doch in den Jahrzehnten zuvor wesentlich höher mit einer sukzessiven Reduzierung im Verlaufe der Jahre; je nachdem, welche Filme man vonseiten der Murnau

Stiftung, der Rechteinhaberin, als Propagandafilme einstuft. Der frühere Terminus »Verbotsfilm« war Folge einer verständlicherweise vorsichtigen Politik der Alliierten Hohen Kommission direkt nach 1945, als man von den circa 1.200 Spielfilmen des »Dritten Reichs« etwa 350 Filme als manifeste Propagandafilme (nationalsozialistisch, militaristisch etc.) einschätzte und deshalb für eine öffentliche Vorführung mit einem Verbot belegte. Bereits 1955, dem Jahr der völkerrechtlichen Souveränität der BRD, gab es dann nur noch 275 »Vorbehaltsfilme«, wie die »Verbotsfilme« jetzt hießen, eine Zahl, die Mitte der 1960er Jahre auf 130 und zu Beginn der 1990er Jahre auf 65 Filme schrumpfte und jetzt bei der Zahl 40 angelangt ist. Da müsste der Filmautor doch eigentlich danach fragen, warum der »Rest« der 1.160 als ungefährlich deklarierten Unterhaltungsfilme jetzt plötzlich frei sein soll von NS-Propaganda.

Die Dokumentation beginnt mit militärisch-unheimlich wirkenden Aufnahmen vor und in den klimatisierten Betonbunkern des Bundesarchivs Film in Berlin-Hoppegarten, wo viele NS-Filme wie Sprengstoff in Gestalt von hochexplosiven Nitrozellulose-Kopien lagern. Explosiv, so will uns der Autor wohl sagen, ist auch der öffentliche Umgang mit den Filmen und mahnt daher zu besonderer Vorsicht. Zu Recht natürlich, wie sich schließlich bei der Ausbreitung des Materials herausstellt. Moeller gliedert die Filme nach thematischen Rubriken, um sich schließlich auf sieben Aspekte zu fokussieren: »Heimkehren«, »Jugend«, »Antisemitismus«, »Unterhaltung«, »Entnazifizierung«, »Stars«, »Euthanasie«. Mit längeren Ausschnitten aus beispielhaften Filmen kann er auf sehr anschauliche Weise deren propagandistischen Charakter verdeutlichen.

Da der Regisseur selbst als vermeintlich neutraler Beobachter auf jeglichen Off-Kommentar verzichtet, lässt er Fachleute und Zuschauer die Filmbilder kommentieren. Durch diese zum Teil sehr subjektiven, vorschnell nur auf die *heutige* Wirkungssituation bezogenen Perspektiven wird aber der zeitgenössisch-historische Kontext von Verfolgung, Krieg und Massenmord nicht deutlich, wirken die Filme wie abgelöst von der Historie. Die Dokumentation VERBOTENE FILME mag ein Einstieg dafür sein, wie manifeste nationalsozialistische Filmpropaganda funktioniert; die historischen wie aktuellen Dimensionen des Umgangs mit dem filmischen Erbe der NS-Zeit werden aber nur am Rande gestreift und beschränken sich letztlich auf die vermeintlich tabubrecherische Frage, ob angeblich verbotene Filme ungehindert via TV und DVD vermarktet werden dürfen.

Alfons Maria Arns
Frankfurt am Main

Ein exemplarisch ambivalenter Lebensweg



Eberhard Schmidt

Kurt von Plettenberg. Im Kreis der Verschwörer um Stauffenberg. Ein Lebensweg

Unter Mitarbeit von Dorothea-Marion von Plettenberg und Karl-Wilhelm von Plettenberg

München: Herbig Verlag, 2014, 272 S., € 23,-

Unter den zahlreichen Personen, die als Randfiguren des Widerstands vom 20. Juli 1944 zu bezeichnen der Respekt verbietet, ist Freiherr Kurt von Plettenberg eine der eindrucklichsten und zugleich widersprüchlichsten. Plettenberg wurde am 31. März 1891 in Bückeburg als Sohn eines streng konservativen wilhelminischen Generals geboren, der es im Ersten Weltkrieg zum Generaladjutanten Wilhelms II. brachte. Die Familie gehörte seit dem 16. Jahrhundert zum westfälisch-preußisch-protestantischen Adel und sorgte über Generationen hinweg für militärischen Nachwuchs. Kurt von Plettenberg durchlief eine »adelsgemäße«, an traditionellen Vorstellungen von Ehre, Schlichtheit, Sparsamkeit, Gehorsam und Disziplin orientierte Erziehung in Potsdam, Charlottenburg und Kassel. Etwas abweichend vom klassischen Bildungsweg studierte Plettenberg nicht in Berlin oder Göttingen, sondern in Kiel und Lausanne Jura und Forstwirtschaft.

Kurt und sein älterer Bruder Karl-Wilhelm zogen 1914 begeistert in den Krieg. Kurt war stolz auf den »Heldentod« des Bruders im ersten Kriegsmonat. Noch nach dem Krieg verklärte er dessen Tod als »Sozialismus der Tat« (S. 35). Kurz nach dem Krieg beendete Kurt von Plettenberg sein Studium und begann seine Referendarzeit in einer Försterei in der Nähe von Gumbinnen (Ostpreußen). Er schloss sich nicht den marodierenden Freikorps an, in denen viele adlige Offiziere nach dem Krieg und der verlorenen Perspektive als Berufsoffiziere Zuflucht suchten. Zunächst Dezernent für Holzhandel beim Regierungspräsidium in Stralsund, wurde Plettenberg 1923 als 32-Jähriger Oberförster, dann Forstverwalter der Familie Dönhoff auf deren Gut in Ostpreußen, auf dem er die spätere ZEIT-Herausgeberin Marion Gräfin Dönhoff als junge Frau kennenlernte, mit der er zeitlebens eine zarte Freundschaft pflegte.

Ab 1930 wirkte Plettenberg wieder auf verschiedenen Posten in der staatlichen Forstverwaltung. Politisch in konservativen Adelskreisen sozialisiert, trat er 1932 ins Reichsministerium für Ernährung ein, wurde aber nie NSDAP-Mitglied, obwohl er 1933 in »Hitlers Sieg [...] Hoffnungen und Möglichkeiten« sah und in

diesem den »großen Führer der Nation« (S. 96 f.) Seine berechnete Ablehnung des Friedens von Versailles radikalisierte er wie viele führende Nationalsozialisten zum Kalkül auf eine Revanche: »Die Nazis schaffen am neuen Krieg. Gott segne den Geist der Männer, die sich der Rettung annahmen.« (S. 97) In altpreußischer Manier vertraute der Sohn der Devise seines Vaters: »Die Hand am Schwert, den Fuß im Bügel, treu ihren himmlischen und irdischen Herren.« (S. 106)

1937 ließ sich Plettenberg vom Staatsdienst beurlauben und trat als Gutsverwalter in die Dienste des Fürsten Wolrad zu Schaumburg-Lippe in Bückeburg. 1938 berief ihn das Haus Hohenzollern als Schiedsrichter bei den Auseinandersetzungen über Verträge des Staates mit dem Königshaus. Als Hauptmann in einem Traditionsregiment, in dem viele kaisertreue Adlige dienten, die später zum Kern des Widerstands gegen Hitler gehörten, erlebte Plettenberg den Kriegsbeginn. Schon im Polenfeldzug erfuhr er vom späteren Widerstandskämpfer Axel von dem Bussche von den mörderischen Verbrechen der Einsatzgruppen im Rücken der Wehrmacht.

So kam Plettenberg früh in Kontakt mit dem Netzwerk des Widerstands, der sich als Opposition gegen die Parteimacht der SS und gleichzeitig als loyale soldatische Kooperation mit der Wehrmacht formierte. Es dauerte fast fünf Jahre, bis der tatbereite Kern dieser Gruppe, zu der fast ausschließlich Offiziere adliger Herkunft gehörten, den Spagat zwischen der Opposition gegen und der Kollaboration mit Hitler beendete und am 20. Juli 1944 zur Tat schritt.

Nach mehreren im Ansatz gescheiterten Versuchen gelang zwar das Attentat vom 20. Juli im Führerhauptquartier in Ostpreußen, aber Hitler selbst blieb fast unverletzt. In seinem Auftrag konnte die Gestapo eine gnadenlose Verfolgung der Widerstandskämpfer und ihrer Familien in die Wege leiten. Mindestens 5.000 Personen wurden verhaftet, 180 hingerichtet. Viele entzogen sich der Henkerjustiz von Hitlers notorisch furchtbaren Juristen durch Suizid.

Plettenberg, 1942 zum Generalbevollmächtigten des Preußischen Königshauses aufgestiegen, übernahm als Major an der West- und an der Ostfront mehrere Kommandostellen, pflegte Kontakte zu den oppositionellen Offizieren, war aber nicht in die Operationspläne eingeweiht. 1944 wurde er aus Altersgründen aus der Wehrmacht entlassen, was er noch im Juni 1944 bedauerte, als »sein« Ostpreußen fiel. (S. 197)

Trotz größter Vorsicht wurden seine Kontakte zum Widerstand im März 1945 – über ein halbes Jahr nach dem Attentat – durch eine undurchsichtige Denunziation bekannt. Am 3. März wurde Plettenberg verhaftet, am 10. März entzog er sich der Folter durch Selbstmord. Eberhard Schmidts quellengestützte Studie besticht durch ihre sorgfältige Argumentation und ihre spannende Erzählung eines exemplarisch ambivalenten Lebenswegs.

Rudolf Walther
Frankfurt am Main

Uneinholbares Überleben



Christian Poetini

Weiterüberleben.

Jean Améry und Imre Kertész

Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2014, 367 S.,
€ 39,80

Christian Poetinis lesenswerte Studie konzentriert sich auf die Beschreibung der »existentiellen, ethischen und ästhetischen Dimensionen der Darstellung des Überlebens der Shoah« (S. 18) am Beispiel der jüdischen Schriftsteller Jean Améry (1912–1978, Suizid) und Imre Kertész (*1929). Aufgrund der Allgegenwart des Todes und Sterbens in den NS-Lagern sahen sich beide »mit einer Grenzerfahrung« konfrontiert, »die sich jeglicher humanistisch-existentiellen Begrifflichkeit entzieht« (S. 21). Authentisches Schreiben über die erlebte Erfahrung als Überlebensstrategie, »um die verlorene Würde und Freiheit sowie Selbst- und Weltvertrauen zurückzugewinnen und somit überhaupt weiterleben zu können«, ist fortwährend, so Poetini, nicht nur vom Trauma des Erlebten affiziert, sondern auch von der »Schwierigkeit des Weiterlebens in einer Umwelt, in der die Opfer nicht als solche anerkannt werden«, stattdessen »ständig infrage gestellt sind« (S. 20).

Vor allem Amérys bahnbrechender, autobiographischer Essayband *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten* (1966) sowie Kertész' epochaler *Roman eines Schicksallosen* (1996) sind als Überlebensdiskurse im Spannungsfeld aus »Überleben, Weiterleben und Fortleben« (S. 19) für das kollektive Gedächtnis der Nachlebenden von nachhaltiger Bedeutung. Mit Schicksalslosigkeit meint Kertész, dass die Nationalsozialisten ihn seines eigenen persönlichen Schicksals enteigneten, ihn vollständig entpersonalisierten.

Das Werk beider Überlebenden der Shoah, gewissermaßen »Wanderungen« in den Grenzbezirken zwischen Überleben und Weiterleben, zeichnet sich durch eine »radikale Fiktionalisierung« (S. 329) der eigenen spezifischen Opferperspektive aus. Bei Améry steht die im Sommer 1943 im Lager Breendonk/Belgien erlittene Folter (»Die Tortur«) als Zäsur zugleich »unter der Prämisse der Uneinholbarkeit der Erfahrung des Überlebens« (ebd.), wonach derjenige, der der Folter unterlag, ein Gefolterter bleibt. Der daraus resultierende, anhaltende Verlust des »Weltvertrauens«, »nicht mehr per se einen Platz in der Welt zu haben« (S. 56), führte ihn zum Festhalten am Ressentiment, zum Aufruf andauernden, selbstreflektierenden Selbstmisstrauens, das er deutlich gegen die moderne Psychologie abgrenzte. Für ihn eine praktikable Haltung,

um die Deutschen zukünftig vor einer Bagatellisierung oder gar Verleugnung der von Deutschen begangenen Shoah zu bewahren. Eine grundlegende »Bewältigung« der NS-Vergangenheit konnte sich Améry nur als Aktualisierung des bislang nicht ausgetragenen Konfliktes zwischen den NS-Tätern und ihren Opfern vorstellen.

Für Améry galt es daher, immer wiederkehrendes Zeugnis abzulegen vom Überleben und Überlebthaben als »Fortsetzung des Überlebens, es ist der Grund für das Schreiben, der sich zugleich als Abgrund erweist, da es die Opfer unaufhörlich mit der ursprünglichen Erfahrung konfrontiert. Anders gesagt, sie werden auf die Erfahrung der Extremsituation zurückgeworfen« (S. 24). Amérys anhaltende Fremdheit mit der ihn umgebenden Welt, der nicht länger getraut, die nur noch gefürchtet werden könne, resultiert aus dem »gesellschaftlichen Desinteresse«, der »den Überlebenden an den Rand der Gesellschaft, in Vereinzelung, Einsamkeit und Isolation« rückt (S. 136).

Bei Améry verschmilzt der Überlebensdiskurs, eine ständige bohrende Selbstbefragung, mit seinem Suiziddiskurs (*Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod*, 1976). Sein radikaler Freiheitsbegriff durchzieht noch sein Spätwerk über den Freitod, den er als »Weg ins Freie« beschrieben hat. Zugleich verwarnte er sich gegen die Kausalreduktion des Freitods als Spätfolge seiner erlittenen KZ-Haft. Seine doppelte Opferperspektive meint Anklage der Gesellschaft und Einklage der Opferexistenz zugleich: »Mit den bahnbrechenden und dadurch kanonisch gewordenen Essays aus ›Jenseits von Schuld und Sühne‹ hat Jean Améry in den späten sechziger Jahren als Erster eine an der Phänomenologie orientierte Beschreibung der subjektiven Verfassung des Opfers unternommen und dadurch eine intellektuelle Grundlage für den Dialog zwischen Opfern und Nicht-Opfern geschaffen.« (S. 328)

Der 2002 als bisher einziger ungarischer Schriftsteller mit dem Literaturnobelpreis geehrte Imre Kertész, der als Jugendlicher nach Auschwitz und Buchenwald deportiert wurde, entwickelte nach seiner Befreiung im diktatorischen Ungarn in tiefer Isolation ein literarisches Verfahren, das Poetini mit »Fiktion als Überlebensstrategie« (S. 191) charakterisiert. Dieses selbstreflexive »Leben, Lesen und Schreiben [...] bildet den Kern seiner eigenwilligen ethisch-ästhetischen Poetik, es ist als Programm Motiv und Motivation zugleich« (ebd.). Bei ihm finden wir die »Einforderung« der Shoah »als Kultur« gerade in Deutschland, weil sich dort die Shoah ereignet hat (S. 40).

Mit dem Œuvre Amérys kam Kertész erst nach der Wende 1989 in Kontakt, mit dem er sich seitdem intensiv beschäftigt und es radikal weiterführt. So fordert er die Auseinandersetzung mit der Shoah und ihren Auswirkungen als »kategorischen Imperativ« ein, »denn sie bedeutet das Fortbestehen der europäischen Zivilisation schlechthin« (S. 341). Mit anhaltender Sympathie und eindringlicher Parteinahme beruft sich Kertész auf Leben und Werk Amérys, den er in seinem zentralen Essay »Der Holocaust als Kultur« (1992) zum bedeutendsten Schriftsteller der Shoah-Literatur erhoben hat.

Zugleich ist dessen Rezeption eine dauerhafte »Auseinandersetzung mit seinem eigenen Überleben« (S. 226). So spricht Kertész »als Überlebender über einen Überlebenden, den er überlebt hat« (ebd.). Angesichts der Freitode von Jean Améry, Primo Levi und anderen stellt auch Kertész sich die Frage, was ihn nach den schrecklichen Erfahrungen mit der Shoah zum Überleben bewegte und warum er dem Beispiel Amérys, Levis und Paul Celans nicht folgte. Seinem *Galeerentagebuch* (1992, dt. 1993) vertraute er mit Eintrag unter dem Jahr 1974 an: »Der mir am meisten gemäße Selbstmord ist, wie es scheint, das Leben.« (S. 34) Im »Hinblick auf die Überlebens-thematik« erweisen sich bei Améry und Kertész zahlreiche geradezu verblüffende »Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten in ihrem Denken wie zum Beispiel die Ressentiments der Opfer, die Idee der Selbstbestimmung oder die Ablehnung einer positiv besetzbaren jüdischen Identität« (S. 198). Poetinis Resümee ist deshalb zuzustimmen: »Wenige Autoren haben sich mit der Erfahrung des Überlebens und mit der Problematik des Weiterlebens auf eine vergleichbar radikale Weise angenähert und sich dabei bewusst den sprachlichen Möglichkeiten und Grenzen der essayistischen wie fiktionalen Darstellung ausgesetzt wie Jean Améry und Imre Kertész.« (S. 327)

Poetini gelingt es mit dieser Studie, präzise nachzuzeichnen, dass Améry und Kertész »auf ihre spezifische Weise ihr Schreiben und damit ihre Existenz nach der Shoah der Zeugenschaft des Über- und Weiterlebens gewidmet« haben, indem sie »dabei die Virtualität der Sprache bis an die äußerste Grenze« trieben, »sodass man von einer Literatur des Weiterüberlebens sprechen kann« (S. 20 f.).

Siegbert Wolf
Frankfurt am Main

Meißner zieht noch einmal um



Werner Meißner

Goethe zieht um. Wie die Goethe-Universität ins Westend kam

Frankfurt am Main: weissbooks.w, 2014,
93 S., € 14,-

Pünktlich zum 100. Jubiläum legte der frühere Universitätspräsident Werner Meißner eine »Denkschrift ganz eigener Art« vor, wie es im Klappentext heißt. In 17 Kapiteln lässt der Autor seine Leserschaft noch einmal

schlaglichtartig daran teilhaben, wie er in verantwortlicher Position den Umzug der Goethe-Universität bewältigte: von der ersten Idee 1994 bis zum fast vollständigen Abschluss der Umbauten des »Poelzig-Ensembles« im Juni 2000. Es sind Blicke hinter die landes- und universitätspolitischen Kulissen, die sonst zwar kaum an die Öffentlichkeit gelangen, mitunter aber die Grenze zum Klatsch überschreiten.

Daher warnt Meißner die Leser sogleich vor »hemmungsloser Subjektivität« und: »Wenn ich jemanden nicht genau getroffen habe, er oder sie sich nicht »richtig« geschildert fühlt: my apologies!« (S. 10) Augenscheinlich meint er damit die weniger Visionären, für die er dann auch nur Spott übrig hat. Etwa wenn ein Kollege, nicht ahnend, dass der Präsident zum Antrittsbesuch bei der Hessischen Ministerin für Wissenschaft und Kunst den ganz großen Wurf vorstellen will, ihm unter anderem empfahl, ein drahtloses Telefon einzufordern (»das heute Handy heißt«, erklärt der Autor den Laien). (S. 20) Einwände von Frauen, die angesichts langer Flure im IG-Hauptgebäude und des weitläufigen Areals Ängste formulierten, tut Meißner rückblickend mit einem Federstrich ab: »Skurrile Diskussionen das alles.« (S. 63) Und dann gab es noch Bedienstete, die den Umzug aus Bockenheim ablehnten, weil sie ihre Pause gerne in der Leipziger Straße verbrachten. (S. 67) Da kann Meißner sich nur selbst auf die Schulter klopfen, dass der Umzug ins Westend am Ende tatsächlich Wirklichkeit wurde – trotz all jener Kleingeister und Traditionalisten.

Eher beiläufig reißt der Autor »die Geschichte des mit dem Nationalsozialismus verwobenen I.G. Farben-Konzerns« an, denn diese bedeute für die Goethe-Universität »Auftrag, Herausforderung, Verantwortung« (S. 17). Starke Worte; die Ausführungen dazu bleiben indes eigenartig substanzlos. Hier hätte Meißner auf die bis heute realisierten »Arbeit(en) am historischen Gedächtnis der Universität«¹ hinweisen können. Schließlich hat seit 2000 das Fritz Bauer Institut seinen Sitz im IG Farben-Haus und betreut auf dem Gelände das Norbert Wollheim Memorial. In den Quergebäuden Q 3 und Q 4 ist seit der Eröffnung des Haupthauses die von Meißners Amtsnachfolger Rudolf Steinberg beauftragte Dauerausstellung »Von der Grüneburg zum Campus Westend« installiert, die die Beteiligung der IG Farben AG an Krieg und nationalsozialistischen Gewaltverbrechen aufgreift. Das Vakuum vermag auch das Kapitel »Überlebende« nicht zu füllen, in dem Meißner eine Rede in englischer Sprache nachdruckt, gehalten im Oktober 1998 vor »Überlebenden, die von der Stadt Frankfurt in ihre ehemalige Heimatstadt (sic!) eingeladen waren« (S. 75). Es handelte sich dabei um ein vom Fritz Bauer Institut initiiertes Treffen ehemaliger Häftlinge des IG-Konzentrationslagers Buna/Monowitz und nicht um das jährliche Besucherprogramm

der Stadt für ehemalige Frankfurterinnen und Frankfurter. Aber da nimmt Meißner es nicht so genau. Auch andere Stellen im Buch, etwa »ich weiß heute nicht mehr, worum es sich dabei eigentlich handelte« (S. 21) oder »Details weiß ich nicht mehr« (S. 59), belegen eine gewisse Unbekümmertheit des Autors im Umgang mit Fakten und Quellen.

Die Diskussion über den historischen Standort Bockenheim und seine Schließung berührt Meißner nur marginal. Warum bezieht er den Begriff der Campus-Universität nicht auch auf dieses Areal? Schließlich legte der remigrierte Architekt Ferdinand Kramer die Erweiterung der Universität in Bockenheim ab den 1950er Jahren nach US-amerikanischem Vorbild genauso an; auch aus einem politisch-demokratischen Impetus heraus. Die Translozierung der Universität in Gebäude eines vormals weltweit operierenden Trusts bedeutet eben mehr als den Wechsel an einen vermeintlich attraktiveren Standort im Grünen; denn auf der symbolischen Ebene wurden damit die Ausrichtung der Universität als ein »zeitgemäßes« Unternehmen (etwa mit einem »House of Finance« etc.) zementiert und knapp 90 Jahre Frankfurter Universitätsgeschichte »entsorgt«. »Die Altbauten in Bockenheim konnten [...] kaum beeindrucken«, bemerkt Meißner lediglich dazu (S. 91). In der Tat: Der Campus Bockenheim war lange Zeit dem Verfall preisgegeben worden; aber es verwundert doch, dass ein Präsident a. D. den Ruf, die Qualität von Forschung und Lehre sowie geistig-politisches Flair der Frankfurter Universität so vordergründig an Äußerlichkeiten festmacht. Zudem sollten ja 1994 die baureifen Planungen für den neuen »Kulturcampus« am Bockenheimer Depot Abhilfe schaffen.

Insgesamt weisen Inhalt und Abbildungsauswahl kaum über die 1999 von Meißner mitherausgegebene Publikation *Der Poelzig-Bau. Vom I.G. Farben-Haus zur Goethe-Universität* hinaus;² wiederholt zitiert er gar längere Passagen daraus.

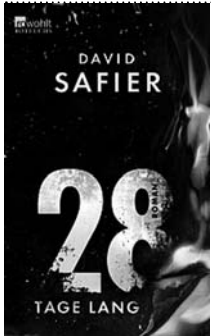
»Dankeschön [...] fürs Streiten und Mitstreiten« (S. 10) schreibt Meißner höflich. Und doch legt sein Buch ganz unverblümt den Wunsch nach (mehr?) Dank und Anerkennung für ihn selbst und einst Geleistetes offen, nämlich: Wie mit Meißner die Goethe-Universität ins Westend kam! Nicht mehr.

Heike Drummer
Frankfurt am Main

1 Vgl. www.fritz-bauer-institut.de/ig-farben-haus.html

2 Werner Meißner, Dieter Rebentisch, Wilfried Wang (Hrsg.), *Der Poelzig-Bau. Vom I.G. Farben-Haus zur Goethe-Universität*, Frankfurt am Main 1999.

Bild vom Warschauer Ghetto



David Safier

28 Tage lang. Roman

München: Kindler Verlag, 2014, 413 S.,

€ 16,95

Fiktive Texte über den Holocaust, besonders auch über das Warschauer Ghetto und den dortigen Aufstand im Frühjahr 1943, sind bereits unmittelbar während des Geschehens und seitdem in hoher Zahl geschrieben und veröffentlicht worden. Ghettobewohner selbst versuchten die Ereignisse um sie herum literarisch zu verarbeiten. Auch nichtjüdische Beobachter im besetzten Polen wie Jerzy Andrzejewski und andere schrieben über die Verfolgung und Ermordung der Juden, die sich vor ihren Augen abspielte, sowie über den jüdischen Widerstand. Selbst weit entfernt griffen Autorinnen und Autoren wie beispielsweise Ernst Sommer in direkter zeitlicher Nähe zur Feder und schrieben auf die eine und andere Weise über den Holocaust.

Trotz der Fülle literarischer Werke stellen sich Literaturkritik und auch Verlage immer wieder die Frage: Kann man das? Darf man das denn? Als Art Spiegelman seinen fulminanten Holocaust-Comic *Maus* vorlegte, beschäftigte diese Frage die Rezensenten landauf, landab. Der Rowohlt Verlag, der die deutsche Übersetzung herausbrachte, begleitete die Veröffentlichung mit einer breiten Werbekampagne, in der mit mehrseitigen Broschüren genau diese Fragen vorausseilend aufgegriffen und freilich positiv beantwortet wurden. Eine solche Skepsis gibt es auch heute, über zwanzig Jahre nach *Maus* und über siebzig Jahre nach den ersten fiktiven Holocausttexten, immer noch. Dies gilt gerade dann, wenn jemand wie David Safier, der bislang mit Bestsellern der Unterhaltungsliteratur Furore gemacht hat, einen Roman über das Leben und den Widerstand im Warschauer Ghetto veröffentlicht.

Wenn Literatur sich die Freiheiten nimmt, die sie hat (und die sie braucht), werden nicht wenige Historiker zum Beispiel unruhig. Ginge es nach einigen von ihnen, würden sich historische Romane in sehr engen Bahnen bewegen, denn die Fakten müssen stimmen, so die in Gesprächen unter Kollegen mitunter vehement vertretene Meinung. Nicht zuletzt deswegen bemühen sich Verlag und Autor sehr darum, dem etwas entgegenzusetzen. Im Verlagsmagazin erscheint ein ausführliches Interview mit Safier, in dem er nachdrücklich die Authentizität des Erzählten unterstreicht und die Entscheidung für eine fiktive Protagonistin begründet: Es war ihm an einer

Identifikationsfigur gelegen, an einem spannenden Roman, um weit über das übliche Publikum hinaus »auch Menschen [zu] erreichen, die normalerweise nicht so ohne weiteres zu einem Roman über den Holocaust greifen würden« und um ein Buch zu schreiben, das man *auch* »gerne lesen« soll, wie Safier im Klappentext schreibt. Letzteres ist ihm, das sei vorweggenommen, vollauf gelungen, von Ersterem kann man hoffen, dass es geglückt ist.

Im Zentrum der Handlung steht Mira, ein sechzehnjähriges Mädchen, das im Warschauer Ghetto lebt. Durch Zufall bekommt sie Kontakt zu einem jungen Widerstandskämpfer – er rettet sie aus einer brenzligen Situation außerhalb des Ghettos – und findet durch ihn nach und nach Zugang zum jüdischen Untergrund im Ghetto. Es sind vor allem junge Menschen, die aus verschiedenen politischen Richtungen zusammenkommen, um gemeinsam gegen die deutschen Besatzer zu kämpfen.

Bevor es jedoch zum Aufstand im Ghetto, dem zentralen Ereignis in der jüdischen Widerstandsgeschichte, kommt, erzählt Safier ausführlich über das Leben im Ghetto, über die eklatanten sozialen Gegensätze, über Hunger, Krankheiten, den täglichen Kampf ums Überleben und schließlich über die brutalen Deportationen aus dem Ghetto. Auch bei diesen Themen steht die junge Mira im Mittelpunkt, die sich und ihre kleine Schwester durchbringen muss. Viele, fast zu viele Facetten des Ghettolebens kommen im Leben Miras zusammen, doch eine Reihe weiterer fiktiver wie historischer Personen, die im Roman auftreten, treiben die Spannung voran und ermöglichen es Safier, weitere Aspekte des Ghetto-Alltags in die Erzählung einzubinden: die Rolle des jüdischen Ordnungsdienstes, in dem Miras Bruder arbeitet, oder das harte Los von Waisenkindern wie denen im Waisenhaus von Janusz Korczak, der auch im Roman auftritt, und anderes mehr.

Dies alles bündelt Safier souverän in einer packenden, trotz des bekannten Ausgangs spannenden Erzählung, die dem Leser die Realitäten im größten Ghetto der Nationalsozialisten sehr plastisch nahebringt. Dabei kam ihm nicht allein sein erzählerisches Talent, sondern auch die überaus dichte Überlieferung zum Warschauer Ghetto zugute. Ganz offenbar hat er eine Vielzahl von Tagebüchern und Erinnerungen ebenso wie umfangreiche Materialien aus dem Untergrundarchiv herangezogen. Diese hat er gekonnt für seinen Roman verarbeitet, der auch und vielleicht gerade für jüngere Leser geeignet ist. So können am Ende womöglich alle zufrieden sein – mitunter skeptische Fachleute ebenso wie interessierte junge und alte Leser. Es wäre nicht das Schlechteste, wenn es Safier mit dem Roman gelänge, manche von denjenigen zu erreichen, die sonst nicht ohne Weiteres zu einem Buch über den Holocaust greifen.

Markus Roth
Gießen

Geklebter Antisemitismus



Isabel Enzenbach, Marcus Funck

»Angezettelt. Antisemitismus im Kleinformat«

Ausstellung vom 6. Juni bis 21. September 2014 im Museum für Kommunikation in Frankfurt am Main

Die Ausstellung zeigt antisemitische Klebezettel und wirft damit einen Blick auf einen Aspekt der Alltagsgeschichte der Judenfeindlichkeit in Deutschland seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auf wenig Raum gelingt es, die Absurdität und Alltäglichkeit antisemitischer Klebpropaganda mithilfe zahlreicher, kaum bekannter Exponate darzustellen. Die Ausstellung reproduziert sie jedoch nicht bloß, sondern stellt dieser antisemitischen Agitation zeitgenössische Gegenwehr gegenüber und entlarvt ihren propagandistischen und wahnhaften Charakter. Auf der konzeptionellen Ebene wird der Perpetuierung dadurch vorgebeugt, dass die Ausstellungsstücke tief hängen und in ihrer meist geringen, originalen Größe belassen sind, um deren Rezeption zu erschweren und unbequem zu machen. Das gedämpfte Licht verstärkt diesen Effekt zusätzlich. Merkwürdig bleibt dabei, dass auch die Gegenwehr auf diese Weise dargestellt wird.

Aufkleber, von den MacherInnen der Ausstellung als »archiv-scheu« bezeichnet, sind ein Massenmedium, meist allerdings ein sehr anonymes. Nicht zuletzt im Schutze dieser Anonymität gab es seit dem Ende des 19. Jahrhunderts Klebezettel auch mit antisemitischen Botschaften. Insgesamt widmet sich die Ausstellung einem kaum erforschten Gebiet. Dokumentiert werden solche Antisemitika jedoch beispielsweise in der Wiener Library in London und Tel Aviv oder durch den Sammler Wolfgang Haney. Aus dessen Sammlung stammen die meisten Exponate. Viele davon können getrost als skurril bezeichnet werden. Die Ausstellung macht jedoch nicht den Fehler, vermeintliche Einzelfälle zu skandalisieren und zu verallgemeinern. Es gelingt, mithilfe von knappen und nicht überfrachteten Texttafeln, die gesellschaftliche Relevanz und Verfügbarkeit der Klebezettel nachvollziehbar zu machen. Mit graphischen Mitteln schaffen es die MacherInnen der Ausstellung beispielsweise an einer Wandtafel, das Feindbild »Jude« in aller Knappheit als eine Konstruktion zu entlarven, die auf Bildern, Vorstellungen und Projektionen beruht.

Die Ausstellung lässt den Eindruck entstehen, dass gegenantisemitische Publikationen größeren Witz und sprachliche Finesse aufweisen. Ob dies zutrifft, scheint unerheblich, bedenkt man, wie oft Argumentationsversuche an AntisemitInnen abprallen. Ohnehin klammert die Ausstellung die Frage nach potenziellen Rezipienten

der Aufkleber weitgehend aus. Hierzu kann aufgrund der Quellenlage wenig gesagt werden. Es ist allerdings davon auszugehen, dass die Maßnahmen des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens wenig geeignet waren, AntisemitInnen zu bekehren, sondern sich eher an unentschlossene Dritte richteten und den Betroffenen Solidarität signalisierten. Die Arbeit des Central-Vereins und des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus sowie andere Formen der Gegenwehr sichtbar zu machen und zu würdigen, ist ein großes Verdienst dieser Ausstellung. Es fehlt jedoch die Darstellung der Gegenwehr seitens sozialdemokratischer oder kommunistischer Gruppen und Verbände, die sich nicht gegen den Nationalsozialismus im Allgemeinen, sondern auch explizit gegen dessen Antisemitismus wenden.

Die Ausstellung zeigt außerdem eine Auswahl antisemitischer Aufkleber nach der Shoah. Neben einer teilweise kryptisch affirmativen Bezugnahme auf den Nationalsozialismus sind der in ihnen zum Ausdruck gebrachte sekundäre Antisemitismus und die Ausweitung der Schmähungen auf den Staat Israel hier augenscheinlich. Gegen Ende der Ausstellung werden auch audiovisuelle Akzente gesetzt, indem, räumlich leider etwas gestaucht, Interviews mit dem Sammler Wolfgang Haney und der Aktivistin Irmela Mensah-Schramm präsentiert werden. Ein anderer Bildschirm zeigt rassistische und antisemitische Aufkleber des Jahres 2013, die Mensah-Schramm zum Beispiel von Schildern entfernt hat.

Ein weiterer Gegenwartsbezug, unter anderem in Form der Darstellung islamophober, rassistischer und antisexistischer Aufkleber, bricht mit dem bis dahin durchgehaltenen Konzept, ausschließlich antisemitische Printerzeugnisse und entsprechende Gegenwehr zu betrachten. Damit büßt die Ausstellung leider ein Stück ihrer Trennschärfe ein. Man verwischt hier jene Spezifika des Antisemitismus, die es aber gerade nötig machen, ihn eben nicht als bloße Unterkategorie des Rassismus oder als eine von vielen Diskriminierungspraxen zu begreifen. Es muss keine hierarchisierende Aussage über Brisanz und Gefährlichkeit der einzelnen Phänomene getroffen werden, um die Notwendigkeit zu erkennen, den Antisemitismus zunächst analytisch gesondert zu betrachten.

Insgesamt jedoch schafft es die Ausstellung, die Kontinuität des modernen Antisemitismus anhand der Betrachtung eines wissenschaftlich wenig beachteten Mediums zu veranschaulichen. Sie zeigt dessen Alltäglichkeit und belegt, dass vulgäre Agitation keine Erfindung des Nationalsozialismus war. Im Gegenteil, denn dieser konnte seine eliminatorische Variante des Antisemitismus auf fruchtbarem Boden vorbereiten und durchsetzen. Bemerkenswert ist zudem, wie sich selbst anhand eines scheinbar randständigen Mediums zeigen lässt, in welcher Form sich der Antisemitismus auch nach 1945 geäußert und transformiert hat.

Markus Streb
Dortmund